Hattingen, den 26. Dezember 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 52.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

So wenig wie im Vorjahre hat die Weihnachtswoche diesmal unserem Vaterlande den allseitig ersehnten inneren Frieden gebracht. Heftiger als je platzten wieder einmal die Gegensätze im politischen, und wirtschaftlichen Gebiete aufeinander, und die Staatsmänner, welche für Mäßigung und Unterordnung persönlicher Rücksichten unter höhere Gesichtspunkte eintreten, haben eine schwierige Aufgabe vor sich. Das anerkennenswerte Entgegenkommen, welches vonseiten der Regierung in der Frage des Vereins- und Versammlungsrechts, der Börsengesetzgebung, des viel angegriffenen Zeugniszwangs und in der Angelegenheit der Majestätsbeleidigungsprozesse bewiesen wird, übt vorderhand nur geringe Wirkungen aus. Noch immer stehen sich die Meinungen über die Reichsfinanzreform schroff gegenüber, und der Zwiespalt der Ansichten über den geeigneten Weg zur Stärkung der deutschen Seemacht droht gegenwärtig sogar die notwendigen guten Beziehungen zwischen dem Norden und Süden des Reiches zu erschüttern.

Als ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung wird in Amerika wie in England die Fahrt der Kriegsflotte der Vereinigten Staaten nach dem Stillen Ozean, die jetzt begonnen hat, angesehen. In der Tat ist es das erstemal, daß eine so große Zahl größter moderner Kriegsschiffe eine so weite Reise ausführt. 14 000 Seemeilen haben die Schiffe allein zurückzulegen, um nach Franzisco zu gelangen. Da eine Reihe von Häfen besucht werden soll, sowohl um Kohlen einzunehmen als auch den betreffenden Gebieten die Seemacht der Union vor Augen zu führen, wird die Flotte nicht vor Mai nächsten Jahres in Kalifornien eintreffen. Daß das Unternehmen nicht dem Zwecke der Eröffnung von Feindseligkeiten gegen Japan dienen soll, kann nach den feierlichen Erklärungen des Präsidenten und verschiedener Minister der Vereinigten Staaten keinem Zweifel unterliegen. Trotzdem wird man kaum in der Annahme irre gehen, daß es den Amerikanern weniger auf eine Uebungsfahrt der Flotte als auf die Stärkung ihrer Stellung im Stillen Meere ankommt.

Die bulgarische Regierung hat sich zu energischen Maßnahmen gegen das mazedonische Bandenunwesen entschlossen u. publiziert demnächst ein neues Gesetz, durch den der Bandenführer Sandanski mit seinen Anhängern auf Grund des Gesetzes über die Verfolgung von Räubern für vogelfrei erklärt wird. In Rylowkloster wurde ein Mönch, der ein Agent von Sandanski war, verhaftet. Man fand bei ihm Briefschaften vor, auf Grund deren man festgestellt hat, daß Sandanski und Panitza sich im Rylowgebirge versteckt halten. Truppen haben bereits das Versteck umzingelt, sodaß eine Flucht unmöglich ist.

Mit der Erteilung einer Verfassung an das persische Volk hat der Schah ebensowenig angenehme Erfahrungen gemacht als vor ihm der russische Zar. Der Uebergang vom unbeschränktesten Selbstherrschertum in einem modernen Verfassungsstaat war zu jäh. Weder die Regierenden noch die Regierten wissen sich mit dem neuen Stande der Dinge abzufinden. Die gänzlich ungeschulte, politisch unreife Masse des Volkes versteht es in Persien naturgemäß noch weniger als in Rußland, Maß zu halten. Nach allen vorliegenden Nachrichten steht Persien am Vorabend einer schweren Umwälzung und innerer Kämpfe. Ob es dem Schah gelingen wird, Herr der Unruhen zu werden, läßt sich vorderhand noch nicht übersehen. Zu hoffen ist jedenfalls, daß nicht die von der persischen Bevölkerung von jeher mit Haß betrachteten Ausländer Opfer eines etwaigen Bürgerkrieges werden.

Soldatenbriefe aus dem 7jährigen Kriege.

Die Erinnerungstage an Roßbach und Leuthen sind soeben gefeiert worden; das heldenmütige Ringen der „Berliner Wachtparade" gegen die verbündeten Großmächte Europas ist uns dadurch wieder recht gegenwärtig geworden, und gern gedenken wir der braven Grenadiere, die unter der Führung des alten Fritz solche Wundertaten verrichtet haben. In diese todesmutige und gottvertrauende Stimmung des preußischen Heeres führen uns die Soldatenbriefe, die Dr. G. B. Volz in einem Kapitel seines soeben bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha erschienenen Buches „Aus der Zeit Friedrichs des Großen" behandelt. Es sind Briefe von Gemeinen, Unteroffizieren und einem Feldwebel, die aus den ersten beiden Jahren des siebenjährigen Krieges vom Feldlager daheim an die Lieben gesandt wurden. „Auf der Erde im Sande geschrieben" oder „des Nachts um zehn geschrieben auf der Streu", so lauten einzelne Vermerke, die oben auf den Schreiben stehen und die Situation anschaulich wiedergeben. Die ersten Schilderungen gelten der Schlacht bei Lobositz. Ueber seine Stimmung am Schlachttagmorgen schreibt ein biederer Grenadier an seine Frau: „Nun, liebes Kind, denke einmal nach, wie uns zu Mute muß gewesen sein: des Morgens nüchtern zur Schlachtbank hingeführt und nicht das geringste davon gewußt." Der König hatte in einer Kutsche, die von vier Grenadieren bewacht wurde, die Nacht mitten unter den Truppen verbracht; des Morgens, als aufgebrochen wurde, so erzählt ein anderer, kam der König zu seinem Regiment zurückgeritten, „und fragte, wie wir geschlafen hätten, worauf wir zur Antwort gaben: Wie Ihro Majestät auch auf der Erde." Der König gab wieder zur Antwort: „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn." Eine Episode aus der Schlacht erinnert lebendig an eins der Gleimschen Grenadierlieder, in denen der Dichter Stimmung und Sprache der Soldaten so prächtig getroffen hat. „Kinder," ruft der Herzog von Bevern seinen Soldaten zu, „schießet doch um Gottes Willen, schießet, avanzieret." „Ach, lieber Vater," schreien die Grenadiere zurück, „was sollen wir nun machen? Wir haben kein Pulver mehr und müssen uns hier ohne Gegenwehr totschießen lassen." „Was," ruft nun der Herzog, „habt Ihr denn keine Bajonetts? Stecht die Hunde tot." „Sogleich den Augenblick benutzend, fallen die Burschen mit den Bajonetts stürmend und ganz blindlings auf den Feind los, jagten ihnen das Eisen in die Rippen, sogar einige nahmen das Gewehr verkehrt und schlugen die Feinde mit den Kolben auf die Köpfe, kulbutieren auch den ganzen dicken Schwarm über 2000 Schritte bis an das steile Ufer der Elbe." Nach dem Sieg drückte der König dem Regiment seine Genugtuung aus; ein Soldat schreibt darüber: „Der König ist sehr vergnügt mit uns gewesen. Am Sonntag, als den 3. Oktober, ist er bei uns gewesen, Kompagnie für Kompagnie, und hat sich vielmals für unsere Tapferkeit bedankt und gesagt, daß er es uns Zeitlebens genießen wollte lassen, und uns versprochen, daß wir nicht wieder so hart dran sollten, weil wir so viele Leute verloren haben." Fast alle Briefschreiber sind verheiratet und senden ihrer „herzallerliebsten Frau" die Nachrichten. Der erste, der die Reihe eröffnet, scheint aus den oberen Kreisen zu stammen und muß wohl als verunglückter Student den Werbern in die Arme gelaufen sein, denn er schließt seinen Brief mit einer lateinisch geschriebenen historischen Reminiszenz. In manchen Briefen stehen ernste Ermahnungen an die zu Hause gebliebenen Frauen, ordentlich die Wirtschaft zu versorgen und zu beten. Aus Sachsen schreibt einer: „Nimm mir um Gottes Willen nicht übel, daß ich Dir nicht wieder geschrieben, es war unmöglich, denn wir müssen Tag und Nacht marschieren; mir ist es herzlich leid, daß ich Dir nichts schicken kann; es ist die Unmöglichkeit." Allerlei Aberglauben herrscht unter den gottesfürchtigen Männern; aber es finden sich auch Freigeister unter ihnen, die etwas von der Skepsis ihres Königs haben. So berichtet einer vom Morgen der Schlacht bei Prag: „Da stand an der Straße ein großes, hohes Kruzifix, auf selbigem saß auf dem rechten Arme eine ganz weiße Taube von ziemlicher Größe, macht einen langen Hals und sah so zu, wie wir vorbeimarschieren, ohne sich weiter zu rühren. Den Kopf drehte sie manchmal nach den Oesterreichern hin, als wollte sie uns selbe zeigen. . . . Viele Soldaten sahen es als eine gute Vorbedeutung an und schöpften frischen Mut. Ein Soldat von unserer Kompagnie sagte zum anderen: Nun weiß ich gewiß, daß wir heute gewinnen. Ich antwortete: Ich glaube es auch, aber wenn es der Wille des Herrn ist; aber die Taube wird nichts ausmachen. Ja, sagte er, eine weiße Taube bedeutet allemal Glück, und ich mußte ihn dabei lassen." In solchen Aeußerungen tritt uns der Kern der Friedriziani-



Wir bringen heute statt der laufenden Geschichte eine Weihnachts-Erzählung. Der heutigen Nr. liegt eine achtseitige illustrierte **Weihnachtsbeilage** bei.

Uebers Meer.

Eine Weihnachtsgeschichte.

„Franz!" Ein hoher, stattlicher Mann war in die Tür seines Arbeitszimmers getreten und hatte mit lauter Stimme diesen Ruf getan. Wenige Augenblicke nachher klappte auch bereits in einiger Entfernung eine Tür und ein junger Mann von etwa 20 Jahren kam eilig den Korridor heruntergeschritten. Er trat durch die angelehnte Tür des Arbeitszimmers in dieses ein.

„Du wünschst, Vater?" fragte er mit halblauter Stimme. Daß die beiden Vater und Sohn waren, trat auf den ersten Blick hervor. Der Ernst in dem Gesicht des Fabrikanten Woldenberg war allerdings nur zumteil in dem seines Sohnes Franz vorhanden; sein Haar zeigte schon vereinzelte Silberfäden, während das des jungen Mannes voll und dunkel die hohe Stirn umspielte. Aber Gang und Geberde waren dieselben, auch die Stimme klang ähnlich.

„Ich habe mit Dir zu reden, Franz," sagte der alte Woldenberg, das durchdringende Auge fest auf seinen Sohn heftend, „der Inhalt unserer Unterredung wird für Dich und mich ein entscheidender sein. Franz, mein Sohn, Du weißt, daß ich mich zum zweiten Male nicht vermählte, weil ich das Andenken Deiner Mutter vergessen, ihr Bild bewahre ich noch, aber ich brauchte Freude, Aufheiterung in meinem einsamen Leben. Ich lernte Ernestine kennen und führte sie und ihr kleines Töchterchen in mein Haus. Ernestine hat mich noch einmal das Glück des Lebens erkennen gelehrt, die kleine Gertrud liebt mich wie einen Vater, Dich wie einen Bruder. Auch Ernestine will von ganzem Herzen Dir wohl. Lange habe ich es mit angesehen, daß Du ihr kalt, abstoßend gegenübertratest. Das muß ein Ende nehmen, heute noch, ich will den Christabend fröhlich im Kreise meiner ganzen Familie feiern. Ich verlange nichts Demütigendes für Dich, ein freundliches Auftreten nur, alles andere macht sich dann selbst. Erfüllst Du Deinem Vater die Bitte? sprich!"

Die Augen des jungen Mannes vermieden den scharfen Blick des Vaters. Eine Weile stand er schweigend. „Du bist im Irrtum, Vater," begann er dann mit seiner angenehmen Stimme, „nicht ich war abstoßend, sie trat mir stolz gegenüber und forderte Gehorsam von mir. Ich bin aber kein Knabe mehr. Sollen wir uns versöhnen, muß sie den ersten Schritt tun!"

Die Stirne des alten Woldenberg furchte sich. „Ernestine hat von Dir nie Gehorsam, sie hat nur Achtung verlangt. Du hast sie selbst tief verletzt, indem Du die kleine Gertrud, die mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit an Dich hängt, unwirsch behandeltest. Das hat sie gekränkt. Du sollst nicht um Verzeihung bitten. Ein freundliches Wort genügt. Willst Du es sprechen?"

„Nein!" Das Wort klang scharf und rauh; das Gesicht Woldenbergs rötete sich.

„Nun wohl," antwortete er. „Du bist zu alt, als daß ich versuchen sollte, Dich mit Gewalt zu dem zu zwingen, was Deine Pflicht ist. Ich will noch mehr tun, Dir Zeit zur Ueberlegung lassen. Hier sind zweitausend Taler, ich will sie meinem häuslichen Glück opfern. Nimm sie und reise! Aber merke es wohl, hast Du das Geld verbraucht, verlange ich Deine definitive Entscheidung: Du änderst Dein Auftreten und alles ist gut, oder Deines Bleibens in diesem Hause ist nicht mehr. Der jetzige Zustand ist unerträglich. Der Friede, der hier wohnte, ist gestört, und das darf nicht so bleiben."

„Das soll es auch nicht, Vater," antwortete Franz mit leicht zitternder Stimme. „Ich nehme, was Du mir gibst, und bevor Du mich nicht rufst, siehst Du mich nicht wieder. Leb wohl!"

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte der Vater mit verhaltener Stimme.

„Ja!"

„So leb wohl, lebe und lerne!" Aber er streckte nicht die Hand aus.

Franz wandte sich wieder der Tür zu, durch welche er eingetreten. Im selben Moment erklang im Nebenzimmer eine silberne Glocke und ein lauter Freudenruf.

Eine zweite in Woldenbers Zimmer führte Tür öffnete sich, durch sie hindurch glänzte mit seinem vollen Schein ein mächtiger Tannenbaum, unter ihm stand eine junge, anmutige Frau, und zur Tür herein sprang ein elfenhafter kleiner Lockenkopf.

Die Frau am Weihnachtsbaum war Ernestine, Franz Stiefmütter, die Kleine Gertrud seine Stiefschwester, ihr Kind aus erster Ehe. Die Kleine sprang mit frohem Lachen zu ihrem Vater hin, faßte seine Hand mit ihren kleinen Fingerchen und rief jauchzend: „Papa, komm, o komm! O, wie schön, wie schön!" Leise war auch Ernestine an die Tür herangekommen. Konrad Woldenberg hielt die Hand des kleinen Mädchens fest und blickte auf seinen Sohn, der wie festgebannt an der Tür stand. Die Weihnachtsfreude und der Kerzenglanz zähmten auch seinen wilden Trotz ein wenig. Die Kleine folgte des Vaters Blick; dann machte sie sich plötzlich los und eilte auf Franz zu. Zwei Kinderhände faßten seinen Arm, zwei Kinder-

schen Armee entgegen, dem sie ihre Stärke verdankte. Manner der Art und des Schlages wie die, deren Briefe hier vorliegen, waren es, die aus bewegtem Herzen am Abend der Schlacht bei Leuthen das deutsche Tedeum anstimmten: „Nun danket alle Gott!“

Ein verbesserter Schreibfehler.

König Friedrich der Große von Preußen beförderte einst einen Feldwebel, der sich im Kriege ausgezeichnet hatte, zum Offizier. Wie erstaunt war aber der König, als der so Beförderte ihn bat, ihn in seiner bisherigen Stellung zu lassen! „Diese Genügsamkeit trifft man nicht oft an,“ sagte der König; „aber er soll doch belohnt werden!“ Nicht lange danach gab ihm der König den Titel Leutnant und ernannte ihn zum Steuereinnehmer in seinem Geburtsorte mit einem sehr guten Einkommen. Aber schon nach zwei Jahren starb der Mann und seine mittellose Witwe überreichte dem Könige persönlich ein Gesuch um Unterstützung. Der König erinnerte sich des Mannes und sagte: „Das war ein braver Mann!“ Darauf schrieb er etwas an den Rand der Bittschrift und gab diese der Witwe mit der Bemerkung zurück, sie solle mit diesem Papier nur zur Hofstaatskasse gehen. Wie die bescheidene Frau auf das Papier sah, fand sie, daß der König ihr 50 Friedrichsdor angewiesen habe, und sie glaubte nicht anders, als der König habe sich verschrieben. So ging sie nicht, sondern blieb unschlüssig stehen, bis dies der König bemerkte und fragte: „Nun, will Sie noch etwas?“ Da faßte sie sich ein Herz und sagte: „Euere Majestät haben sich gewiß verschrieben, aber soviel wollte ich ja nicht erbitten.“ Da lächelte der König wohlgefällig und sagte, indem er das Schriftstück zurücknahm: „Ja, Sie hat recht, ich habe mich wirklich verschrieben!“ Der König ging ins Kabinett zurück, kam aber bald wieder und reichte der Frau die Schrift, die aber jetzt versiegelt war, und sagte mit vergnügtem Lächeln: „So, nun ists aber richtig!“ Mit erleichtertem Gemüte ging die Witwe nun zur Hofstaatskasse. Wie aber war sie überrascht, als man ihr dort mitteilte, daß ihr der hochherzige König eine einmalige Unterstützung von nicht 50, sondern von 100 Friedrichsdor und dazu noch ein lebenslängliches Jahresgehalt von 100 Talern bewilligt habe! Und unter dieser Verfügung stand von des Königs eigener Hand geschrieben: „Nun ists richtig! Dabei bleibts! Friedrich.“

Eine neue Speise.

August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, hatte einen ausgezeichneten Koch, der ihm die besten und schmackhaften Speisen bereitete. Der König wurde hierdurch sehr verwöhnt und kam auf seltsame Gedanken. Eines Tages ließ er den Koch rufen und sagte zu ihm: „Deine Gerichte sind im Grunde genommen immer dieselben; ich will aber einmal etwas ganz Neues haben. Geh und bereite mir eine vollständig unbekannte Speise!“ Bestürzt über diesen schwer auszuführenden Befehl verläßt der Koch das Zimmer. Da bleibt im Vorzimmer sein Blick auf den ledernen Reithandschuhen des Königs hängen, und ein Gedanke fährt ihm durch das Hirn. Schnell ergreift er die Handschuhe und nimmt sie mit in die Küche. Dort werden die Nähte aufgetrennt und der Zwirn entfernt; das Leder wird gewaschen und kleingehackt, mit Oel, Pfeffer, Salz und dergleichen schmackhaft gewürzt, eine gute Tunke dazu bereitet, und ein Diener bringt diese „neue Speise“ seinem Herrn. Der König verzehrt mit Wohlbehagen das „neue“ Essen und läßt dann den Koch zu sich kommen. „Da hast Du mir ein vortreffliches Mahl vorgesetzt; ich habe lange nicht so köstlich gespeist. Dergleichen muß öfter auf meine Tafel kommen. Sage mir nunmehr, was ist das eigentlich?“ Vergeblich sträubte sich der Koch gegen das geforderte Bekenntnis — er mußte schließlich mit der Sprache herausrücken. Der König brauste anfangs zwar auf, meinte aber schließlich zu dem Koche: „Wenn ich Dir etwas derartiges befehle, so sag mirs vor dem Essen, was es ist, sonst setzest Du mir am Ende noch meine Stiefelsohlen vor!“

Allerlei.

Der ehedem größte Soldat des preußischen Heeres, der nach Schluß der diesjährigen Herbstmanöver zur Reserve entlassene Gefreite Joseph Schippers, läßt sich seit einigen Tagen im Panoptikum am Spielbudenplatz zu Hamburg bewundern. Der im Jahre 1885 in München-Gladbach geborene junge Mann mißt 2,39 Meter und überragt somit die bisherigen Soldatenriesen noch um ein bedeutendes Stück; er hat vom 15. Oktober 1905 bis 20. September ds. Js. unter dem Kommando des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen im ersten Garde-Regiment zu Fuß seiner Militärdienstpflicht genügt, am letzten Weihnachtsheiligenabend wurden ihm vom Kaiser persönlich die Gefreitenköpfe überreicht. Weiteren Kreisen ist der Riesenmensch dadurch bekannt geworden, daß er im Berliner Königlichen Opernhause in der Oper „Der lange Kerl“ wiederholt die Titelrolle spielte. Nach seiner Entlassung vom Militär wurde ihm im Hofstaate des Prinzen Eitel Friedrich eine Stelle angetragen, die er aber nicht annahm; er zog es vielmehr vor, seine „Größe“ im Panoptikum zur Schau zu stellen.

Allerlei von Leuthen. Ein gefangener bayerischer Kornet sah nach der Schlacht einen preußischen, tödlich verwundeten Musketier. Kameraden hatten den Unglücklichen in sitzender Stellung an einen Baum gelehnt und seine zerschmetterten Beine mit einem Mantel bedeckt. Ruhig rauchte der Krieger seine Pfeife. „Kamerad,“ rief der Bayer, „wie könnt Ihr noch rauchen? Euer Ende ist ja nahe.“ Der Preuße nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Was tut's? Sterbe ich doch für Fritz!“ Der junge bayerische Offiziersanwärter brachte es im Laufe der Jahre zum General. Er hat diese Begebenheit oft erzählt und immer hinzugefügt: „Ja, mit solchen Leuten konnte Friedrich die halbe Welt besiegen.“ Als ein alter General nach der Schlacht dem König zum Siege Glück wünschte, antwortete dieser: „Das hat ein Höherer getan!“ „Ja,“ nahm der General nochmals das Wort, „und Ew. Majestät vortreffliche Anordnungen.“ „Ach, was will er mit seinen Anordnungen, — na, es kommt wohl eins zum andern.“

Was in Berlin gestohlen wird. Oft mag man mit dem Kopf schütteln, wenn die Zeitungen diesen oder jenen Diebstahl einer Sache melden, die für den ersten Augenblick bei jedem Zweifel darüber aufkommen lassen, daß es überhaupt möglich ist, daß Langfinger auch auf dergleichen Gegenstände ihr „Gewerbe“ ausdehnen. Ein Verzeichnis, nur aus einem Monat herausgegriffen, belehrt den Ungläubigen jedoch eines „besseren“. In dem zugrunde gelegten Monat wurde unter andern folgendes gestohlen: Eine Droschke mit 2 Pferden, 1 Rollwagen mit Gütern, 1 vollständige Laube aus einem Garten, 1 leeres Blumenbrett aus dem zweiten Stockwerk, 7 Mülltästen vom Hofe, 1 eiserner Brunnen, 2 Bogenlampen vor dem Hause, 1 Hundefahrwerk, die gesamten Läufer von vier Stockwerken in einer Nacht, 1 Eisschrank, 1 Geldschrank, 6 Türen aus einem Neubau, 1 Klosettbecken, 3 Stühle aus einem öffentlichen Bureau, 1 Flurschrank aus der Wohnung eines Arztes, 2 Straßenlaternen, 13 Aschbecher aus den Eisenbahnwagen, 70 schwere Eisenbahnschienen, 1 Lindenbaum, 1 Gasometer, 1 fünf Meter langes Hausschild, 2 Kinderwagen, 5 hölzerne Pferde aus einem Karussell, 2 Schokoladenautomaten, 1 eisernes Geländer von 4 Meter Länge und schließlich noch ein Automobil und eine — Haustür.

Raubmord und Notwehr. In dem Bezirk Sosnice in Polen baten eines Abends zu später Stunde zwei Wanderer, ein Mann und eine Frau, um Aufnahme in einem Bauernhause. Die Frau, so sagte der Mann, sei schwer krank und unfähig, sich weiterzuschleppen. Die freundlichen Leute gewährten die Bitte der Wanderer, und der Bauer spannte sogar sein Pferd an, um mit dem männlichen Besucher in dem benachbarten Orte einen Arzt zu holen. Der Wagen hatte kaum die Farm verlassen, als der Fremde dem Bauern einen Revolver vor das Gesicht hielt und sein Geld verlangte. Der Bauer versuchte zu entfliehen, wurde aber erschossen. In dem Bauernhause spielte sich mittlerweile ebenfalls eine blutige Begebenheit ab. Die angeblich kranke Frau war in Wirklichkeit ein verkleideter Mann, der der Bauernfrau einen Revolver vorhielt und sämtliche Wertsachen verlangte. Die Frau stellte sich bestürzt und wies auf eine Kommode hin. Während der Räuber in dieser Kommode wühlte, schlich sie sich mit einem Beil hinter ihn und hieb ihm mit einem Schlage nahezu den Kopf vom Körper. Wenige Minuten später klopfte der zweite Räuber. Die Frau öffnete ihm und erschlug ihn sofort in dem Augenblicke, wo er in das Haus eintrat.

Eine Danzigerin im Reichtum verhungert. Unter traurigen Umständen ist in Petersburg eine Danzigerin gestorben; sie ist verhungert, trotzdem sie die Summe von 50 000 Rubeln — über 100 000 Mark — bei sich trug. Man schreibt einer Danziger Ztg.: Wen hat in der deutschen Kolonie nicht eine alte Frau, die im Winter und Sommer eine gehäkelte Wollkapuze auf dem Kopfe trug, mit ihrem Putzpulver aufgesucht? Sie las den Namen des Wohnungsinhabers vom Türschilde ab und redete mit ihm wie mit einem alten Bekannten. „Herr . . . ., kaufen Sie doch mein Putzpulver.“ Sie sprach deutsch und erzählte, sie stamme aus Danzig. Ihr Putzpulver bereitete und verpackte sie selbst. Zum Teil nahm man es, weil es recht gut war, zum Teil, weil sie nicht locker ließ, bis man es ihr abnahm. Sie wurde ihre Ware immer los. Am 8. November (alten Stils) zeigte der Leiter des Gasthauses Alt-Riga im Nowy Perenlok der Polizei an, daß die greise Angehörige des Deutschen Reiches Feldmann seit langer Zeit ihr im Gasthaus eingenommenes Zimmer nicht verlasse und überhaupt kein Lebenszeichen gebe. Die Polizei erschien im Gasthause und erbrach das Zimmer der Feldmann. Diese lag tot auf dem Bett. Der herbeigerufene Arzt stellte Tod durch Verhungern fest. Man untersuchte die Kleider der Verstorbenen und fand im Hemd, in der Jacke und in den Röcken zahlreiche Wertpapiere eingenäht. Die Gesamtsumme des Fundes beträgt etwa 50 000 Rubel. Außer diesen Papieren fand man einige außer Kurs gekommene Katharinen-Hundertrubelscheine. Im Zimmer fand man eine Menge von Putzpulver, Packpapier usw. Das Geld nahm die Polizei in Verwahrung. Verwandte hatte die Feldmann in Rußland nicht.

Der Musikautomat im Viehstall. Welches Unheil ein verstimmter Automat in einem Bauernhause anrichten kann, erfuhr der Landmann P. in Tondern, der einen Musikautomat gegen einen Eber eingetauscht hatte. Am Abend seiner Ankunft zu Hause ließ er den Automaten, der wegen seiner Größe in der Tenne aufgestellt werden mußte, „einen aufspielen“. Die Wirkung war unter seinen Haustieren geradezu verblüffend. Der Hofhund fing zu heulen an, Hahn und Hennen stoben von ihren Sitzen und flüchteten trotz der Dunkelheit ins Freie. Der arme Gockel flog sogar auf einen hohen Baum und kam erst nach drei Tagen wieder herunter. Noch toller gebärdeten sich die drei Schweine, die in ihren Koben eine wahre Hetzjagd begannen, wobei das eine ein Bein brach, so daß es noch in derselben Nacht geschlachtet werden mußte, das andere die Tür sprengte und ins Feld flüchtete, von wo es erst am andern Abend wieder hereingebracht werden konnte. Angesichts solcher Wirkung, die noch durch die Strafpredigt seiner ganz wunderlich gewordenen Eheliebsten verstärkt wurde, brachte der Landmann den Automaten wieder fort, um ihn gelegentlich um jeden Preis an den Mann zu bringen. Er hat zu seinem Schaden erfahren müssen, daß das Vieh verständiger ist als mancher Mensch.

Das seltene Alter von 109 Jahren hat eine Frau Lustig in Wien erreicht. Ihre Großmutter wurde 113 Jahre alt und die Mutter ihres Vaters 110 Jahre. Von den Geschwistern der alten Frau erreichten ein Bruder 91 und eine Schwester 90 Jahre. Ihre älteste Tochter ist 85 Jahre alt, ihr ältester Sohn 77. Als ihr Gatte nach 75jähriger Ehe starb, hatte er 105 Jahre hinter sich gebracht. In dem ebenfalls ziemlich beträchtlichen Alter von 104½ Jahren starb vor einigen Tagen eine Frau Bock aus Ströpken in Ostpreußen. Ihren hundertsten Geburtstag feierte sie noch in geistiger und körperlicher Frische im Kreise ihrer Kinder, Enkel und Urenkel.

Eine kecke Maskerade hat sich der Häusler Josef Günther in Probstau in Böhmen geleistet. Er

---

augen blickten ihn bittend an und der kleine Mund flüsterte: „Komm mit!“

Der junge Mann schaute auf seine Stiefmutter, auf seinen Vater. Beide schwiegen. Da befreite er den Arm von den Fingern der kleinen Gertrud und stürzte hinaus. Am kommenden Morgen war er abgereist.

Uebers Meer! Wir befinden uns in einem nordamerikanischen Eisen- und Kohlenrevier. Es ist wieder Winter, wieder Weihnachten geworden. Schnee verhüllt die Berggipfel und verdeckt die Arbeiterhütten. Nur wenige der Leute, die hier an dem neugegründeten Platz tätig sind, haben Weib und Kind, die Mehrzahl führt ein einsames, wüstes Leben. Die Branntweinstuben im Orte machen ein glänzendes Geschäft, dort suchen die wilden Gesellen nach der Arbeit, der Fesseln der Ordnung und der Disziplin ledig, sich auszutoben.

Die Räume der größten Kneipe sind dicht gefüllt; Tabakqualm hüllt die Züge der Anwesenden in einen dichten Schleier; draußen peitscht der Sturm die Schneemassen gegen die Bretterwände. Drinnen Gewühl und Geschrei! Dann eine laute Stimme, die den Lärm durchdringt: „Wir brauchen uns die Anordnungen dieses Kerls nicht gefallen zu lassen. Kommt, Kameraden, wir wollen ihm zeigen, daß wir Männer sind!“

Lautes Beifallsgeschrei, die Menge stürmt hinaus. Sie eilt dem Hüttenwerk zu, dem Hause des ersten Beamten.

Aus den Fenstern schimmert heller Kerzenschein, es ist eine deutsche Familie, die drinnen ihr Christfest begeht.

Einen Moment stutzt alles; aber gleich darauf neues Geschrei. Wütend wird an die Fenster, an die verschlossene Tür gepocht.

Das Fenster öffnet sich, der Gerufene tritt an dasselbe, an seine Seite drängen sich ein paar blondköpfige Kinder, die neugierig auf das wilde Gewoge draußen schauen.

„Was wollt Ihr?“ lautet die ernste Frage des Beamten.

Der Wortführer des Haufens fordert die Rücknahme der neu erlassenen Anordnungen und die Menge brüllt johlenden Beifall.

„Darüber kann ich nicht entscheiden!“ ist die ruhige Antwort, „ich habe nur den Befehl der Direktion befolgt!“

„Ihr wollt nicht?“ lärmt es draußen.

„Ich kann nicht anders handeln!“

„Dummes Zeug, kurz und gut, wir verlangen eine Aenderung!“

Ohne ein Wort zu erwidern, schließt der Beamte das Fenster.

„Fahrt zur Hölle!“ schreit es draußen. Ein Pistolenschuß kracht, doch schnell hat ein Arm die Waffe zur Seite geschlagen. Die Kugel trifft das Mauerwerk. Ein junger, kräftiger Mann hat die Gewalttat verhindert.

„Verräter, Schurke!“ schreit man von allen Seiten ihm zu.

Unerschrocken springt der Angegriffene auf die zum Hause führenden Treppenstufen. „Schämt Euch!“ ruft er laut, „er kann nicht anders, er muß tun, was ihm gesagt wird. Richten wir unsere Klage an die Direktion. Wollt Ihr dem Manne seine Weihnachtsfeier stören, Frau und Kinder die Freude rauben? Kommt! Es sind noch Tage genug, an denen wir weiter vorgehen könen!“

„Was spricht der Gelbschnabel?“ schreit da eine Stimme; ein wüster Kerl mit einer Eisenstange in der Hand springt vor. „Es ist Geflunker. Achtet darauf nicht, vorwärts. Wir wollen unser Recht!“

„Wir wollen unser Recht!“ schallt es nach.

„Ich will doch sehen,“ sagte der erste Sprecher ruhig, „ob ihr alle die Scham verloren habt. Ich rufe meine deutschen Landsleute, die von Hause her den Christbaum kennen. Wer steht zu mir?“

Ein donnerndes Hurra ist die Antwort. Wohl 15 bis 20 Mann sind zu ihm gelaufen und stellen sich vor ihm auf. Einen Moment Schweigen. Dann entfernen sich die Gegner murrend und unter höhnischen Rufen. Eben will auch der Rest der Leute sich entfernen, als sich die Tür öffnet.

Der Beamte, seine Frau und die beiden Kinder kommen heraus: „Bleiben Sie alle!“ ruft er mit Tränen in den Augen, „feiern wir zusammen unser Weihnachtsfest!“ Und die Kinder ziehen die verlegenen rauhen Gesellen in das Zimmer und mit feuchten Blicken schauen sie auf den leuchtenden Weihnachtsbaum.

„Ihnen danke ich alles!“ sagte der Beamte herzlich zu dem Führer. „Ihr Name? Ich werde an die Direktion berichten, Ihre Tat soll ihren Lohn erhalten!“

„Franz Woldenberg,“ antwortete der Gefragte einfach und dann zieht er sich in eine Zimmerecke zurück und schaut sinnend auf den brennenden Christbaum.

Fünf Jahre sind seit jenem Abschied aus der Heimat vergangen; er ging übers Meer, er wollte seinem Vater zeigen, daß er allein es zu etwas bringen könne. Doch den Unerfahrenen täuschten falsche Freunde, er verlor alles, er mußte froh sein, daß es ihm gelungen, hier als einfacher Arbeiter sein Brot zu erwerben. Im Laufe der harten Zeit war der frühere Trotz längst geschwunden, gern wäre er jetzt heimgekehrt, aber die Scham hielt ihn ab. Da fühlte er wieder kleine Fingerchen auf seiner Hand; eines der kleinen Mädchen des freundlichen Wirtes soll ihn zum Tische holen. Franz schreckt auf, er

befaßte sich gewerbsmäßig mit dem Schmuggel, war jedoch in letzter Zeit trotz seiner Schlauheit wiederholt ertappt worden. Da fiel ihm etwas anderes ein. Er verschaffte sich die Uniform eines österreichischen Grenzwächters, fahndete nach Schmugglern und nahm diesen die geschwärzte Ware ab. Der falsche Grenzbeamte hatte auf diese Art bereits ein ganzes Warenlager erbeutet, als er in einem Wäldchen mit einem echten Grenzwächter zusammenstieß und abgefaßt wurde. Er gestand, bereits 26 Schmuggler erwischt zu haben.

Ein Wahlstücklein. Aus Frankreich wird der Frankf. Ztg. folgendes Wahlgeschichtchen erzählt: In einer Gegend der Provence, die von der diesjährigen Winzernot verschont geblieben war, liegt ein wohlhabendes Dorf, dessen reichster und geizigster Bauer, Meister Marius, die Sozialisten mit seinem grimmigsten Haß beehrte, seitdem man ihm gesagt hatte, daß das Leute seien, die darauf ausgehen, den Reichen ihr Geld zu nehmen, um es unter die Armen zu verteilen. Nun hatte dort kürzlich eine Ersatzwahl in die Kammer stattzufinden. Es standen sich dafür ein gemäßigter Republikaner und ein Sozialist gegenüber. Unser Bauer, der auf jeden Fall die Wahl des Sozialisten verhindern wollte, ließ unter der Hand herumsagen, daß er, falls das Dorf für den sozialistischen Kandidaten auch nicht eine einzige Stimme abgebe, jedem Wahlberechtigten einen Doppelliter vom Allerbesten spenden werde. Die gierigen Bauern waren dafür im Voraus gewonnen, und die paar armen Teufel im Dorfe zogen den Zweiliterspering in der Hand der Teilungstaube auf dem Dache vor. Jedermann war voll Siegeszuversicht, am meisten der Dorfwirt, der sich einen glänzenden Absatz versprach. Der Abend des Wahltages kam heran, die Urne wurde eröffnet, und es fand sich darin für den Sozialisten ein einziger Stimmzettel. Den aber hatte der Meister Marius selber hineingelegt.

Wie du mir ... Eine hübsche Geschichte erzählt man von König Oskar von Schweden. Der König, ein großer Blumenfreund, liebte es schon als Prinz, sich in seinen Freistunden mit Blumenzucht zu beschäftigen. Er wohnte damals oft in einem anmutigen Landhause in St. Raphael. Alphonse Karr, der französische Witzbold, war damals sein Nachbar, und stand mit dem jungen Prinzen in ungezwungenem, freundschaftlichem Verkehr. Eines Tages schickt Karr seinen Diener zum Nachbar und bittet, ihn auf einige Tage Linnes Pflanzenkunde zu leihen. Prinz Oskar läßt ihm erwidern, es sei sein Grundsatz, niemals Bücher aus dem Hause zu geben. Aber in seiner Bücherei könnte er das Werk nach Gutdünken benutzen. Karr sagte nichts und ging in das Bücherzimmer. Einige Wochen später bedarf Prinz Oskar einer Gießkanne, die seine mag nicht in Ordnung gewesen sein, kurz, er schickt seinen Diener zu Karr und läßt ihn bitten, ihm auf eine Weile die Gießkanne zu leihen. Höflich läßt der Schriftsteller dem Prinzen erwidern: es sei sein Grundsatz, niemals eine Gießkanne aus dem Hause zu geben. Aber in seinem Garten könnte der Prinz mit der Gießkanne gießen, so viel er wolle, er möge sich nur herüberbemühen. Prinz Oskar verstand die kleine Zurechtweisung, er lachte, und die Freundschaft der beiden Nachbarn blieb merkwürdigerweise ungetrübt ...

Selbstmord eines Kadetten in einem Mädchenpensionat. Wie aus Petersburg berichtet wird, verschaffte sich vor einigen Tagen ein etwa sechzehnjähriger Kadett Eingang in ein dortiges Pensionat und erbat eine Unterredung mit einer der Schülerinnen. Diese sollte ihm gewährt werden, und die Vorsteherin ließ das Mädchen in das Empfangszimmer rufen. Als die Schülerin jedoch hörte, wer sie zu sprechen verlangte, verweigerte sie zu der Unterredung zu kommen. Von der Antwort des Mädchens unterrichtet, zog der Kadett blitzschnell einen Revolver und erschoß sich vor den Augen der entsetzten Vorsteherin. Ueber die Motive des Selbstmordes ist man völlig im Unklaren, da der junge Mann in Petersburg fremd ist und die Schülerin jede Auskunft verweigert. Man geht wohl nicht fehl, wenn man trotz der Jugend des Selbstmörders eine Liebesaffäre als Ursache zu diesem verzweifelten Schritt annimmt.

Kunstmaler und Falschmünzer.

In München hat sich der angebliche Kunstmaler Roschmann, als er verhaftet werden sollte, vergiftet. Wir entnehmen den M. N. N. darüber folgende Einzelheiten: In einem der vornehmsten Münchener Villenviertel nahe dem Bavariaring, in einem Hause an der Haydnstraße spielte sich eine dramatische Szene ab. Seit einem Jahre wohnt dort im Atelier des obersten Stockwerks ein Herr namens Saraph Roschmann, der sich als Kunstmaler polizeilich angemeldet hatte. Wie es mit der künstlerischen Tätigkeit dieses Mannes aussah, darüber wurden sich die Hausbewohner nicht recht klar. Denn man sah nicht, das Roschmann Bilder forttrug. Von einigen Altanen der Nachbarschaft konnte man in das Atelier oder wenigstens in einen Teil einen Blick tun und dort allerdings Malgeräte sehen, man bemerkte aber nie, daß diese Geräte irgendwie verändert wurden. Roschmann, ein sehr kleiner schwächlicher Mensch, Mitte der 30er Jahre, lebte sehr still und abgeschlossen. Die Reinigung seines Ateliers nahm er selbst vor. Ein einziges Mal sollen sich die unter ihm wohnenden Mieter beschwert haben, daß sie nachts durch Geräusch gestört worden seien. Plötzlich erschienen bei der Hausmeisterin Kriminalbeamte, die im vierten Stock angeklingelt hatten. Es wurde jedoch nicht geöffnet, obwohl Roschmann sich vermutlich zu Hause befand. Er hatte an den Briefkasten seiner Tür einen Zettel geheftet mit der Aufschrift: „Wenn nicht zu Hause, bitte hier schriftliche Mitteilungen einzuwerfen." Die Polizeibeamten fragten bei der Hausmeisterin, ob Roschmann immer mit Gold bezahlt habe, was bejaht wurde, und gingen weiter, ob das Gold etwa nicht echt gewesen sei. Nach Mitteilungen der Frau hätte Roschmann immer mit echtem Gold bezahlt. Am andern Morgen kamen die Kriminalbeamten wieder. Ohne anzuläuten, ließen sie die Tür durch einen Schlosser öffnen. Als die Beamten eindrangen, stand Roschmann unter der Tür des angrenzenden Schlafzimmers, nur mit Hemd und Schlafrock bekleidet, in der rechten ein Messer, das er gegen die Beamten zückte. Die Beamten hielten ihm den Revolver vor. Roschmann sprang dann mit einem Satz in das Schlafzimmer zurück und leerte in einem Zuge den Inhalt eines auf dem Nachttischchen stehenden Fläschchens. Dann sagte er: „Meine Herrn, machen sie nicht viel Aufsehen, es ist schon geschehen." Roschmann scheint auf den Fall schon vorbereitet gewesen zu sein Er hatte sich vorher mit einem Messer die Pulsader zu öffnen versucht, doch war scheinbar das Messer nicht scharf genug gewesen. Blutspuren zeigten sich da und dort am Boden. Der Inhalt des Fläschchens waren fünf Gramm Morphium, ein Quantum, dessen fünfter Teil genügt, einen Menschen zu töten. Roschmann wurde bewußtlos von der Rettungsmannschaft fortgeschafft, starb während des Transportes. Der angebliche Kunstmaler war einer der geschicktesten Falschmünzer, die Deutschland seit langem gehabt hat. Atelier und Wohnung wurden gesperrt. Es wurden Goldstücke und Apparate zur Herstellung von Münzen vorgefunden, ferner eine versperrte, etwa 40 Pfund schwere Eisenkassette. Roschmann hat die Falschmünzerei sehr intensiv betrieben; die beschlagnahmten Stücke sind falsche Zehn- und Zwanzigmarkstücke mit dem Münzzeichen A und den Jahreszahlen 1899, 1901 oder 1906. Die Falsifikate sind sehr gut nachgemacht. Die Münzen sind nicht geprägt, sondern in Gipsformen gegossen. Die Goldfalsifikate bestanden aus einer Legierung von Blei und Zinn und waren nur vergoldet.

Konzerte im Harem des Sultans.

Der Beherrscher aller Gläubigen sucht mit besonderer Vorliebe an jedem Freitag — dem türkischen Sonntag — in Musik und auch in Theater Zerstreuung und Unterhaltung. Seit den letzten Wochen bekundet der Sultan nun eine besondere Neigung für italienische Musik. Die römische Sängerin Elvira Ciampi, die zur Zeit in Konstantinopel weilt, hat die geheiligten Räume des Harems schon wiederholt betreten dürfen, um den Padischah, seine erste Gemahlin und die Lieblingstochter mit ihrer Kunst zu erfreuen. Das erste Mal geleitete man die Sängerin in einen entzückenden kleinen blauen Salon. Der Sultan, die Sultanin und die Prinzessin empfingen die Künstlerin, wie im Giornale d'Italia erzählt wird, mit größter Liebenswürdigkeit. „Der strahlende Stern sei gegrüßt", so wird die Italienerin in klangvollem Türkisch willkommen geheißen. Die Künstlerin antwortet in einigen türkischen Worten, sie dankt für die seltene Auszeichnung, sie spricht von Ehrfurcht und Ergebenheit. Aber sie kommt nicht zu Ende, die Sultanin ist aufgestanden, sie nestelt sich eine kostbare Brillantspange von ihrem Gewande und mit einem zarten Lächeln heftet sie das Bijou der Künstlerin ans Kleid. Auch beim zweiten Mal wird die Primadonna in dem blauen Salon empfangen. Vor dem Flügel nimmt der Dirigent der Palastkapelle, ein Spanier, Aranda Pascia, Platz. Diesmal verhüllt ein zartblauer Paravant die Zuhörer dem Blicke der Künstler. Nach dem Gesange zieht sich der Begleiter zurück, der Paravant öffnet sich und es erscheinen die drei Personen, die schon beim ersten Mal der Sängerin gelauscht. Sie überhäufen die Künstlerin mit Lob, die beiden Frauen sind von großer Herzlichkeit. Die Sultanin plaudert über Musik mit bemerkenswertem Verständnis, die Prinzessin lächelt. Man bittet die Sängerin, bald wiederzukommenn. Der Sultan erhebt sich und zieht sich zurück, die beiden Frauen folgen ihm; erstaunt blickt die Sängerin auf die rote Seidenbörse, die man ihr unversehens beim Abschied in die Hand gedrückt. Leise klirrte das Gold: neue türkische Pfundstücke.

Mord — ein Gebot des Korans.

Ein Stück echt orientalischen Lebens spielte sich dieser Tage vor den Schranken des Moskauer Gerichts ab. Ein Perser hatte sein junges Weib ermordet und war nach dem Morde geflohen. Als er jetzt verhaftet und seinen Richtern vorgeführt wurde, erzählte er den Hergang der Tragödie in kurzen Worten: Seine Frau habe gegen die Vorschriften des Korans verstoßen, indem sie alkoholischen Getränken zugesprochen habe. Er habe sie beim Ehebruch überrascht und habe sie schwören lassen, daß sie nie mehr Wein trinken und ihm ewig treu bleiben würde. Trotzdem habe er sie nach einiger Zeit wieder in fremden Armen gefunden. Da nun nach dem Koran jeder Gläubige innerhalb einer Frist von 24 Stunden einen Meineidigen töten dürfe, so habe er nur nach den Vorschriften seiner Religion gehandelt, als er das meineidige Weib niederstach. Das Gericht kam zu einem freisprechenden Urteil. „Der Angeklagte", — so heißt es in der Begründung des Urteils — „hat sich mit seiner späteren Frau verlobt, als sie ein Mädchen von zehn Jahren war; als sie 14 Jahre zählte, heiratete er sie. Seine Liebe zu der Frau war so groß, daß er außer ihr keine andere Frau besaß. Um so größer mußte sein Schmerz sein, als er erfuhr, daß die geliebte Frau ihn mit anderen Männern betröge. Da ihm zu glauben ist, daß er nur nach den Vorschriften des Korans handelte, als er die meineidige und treulose Frau tötete, so ist er freizusprechen."

Bitte!

Herzliche Weihnachtsbitte für die Rettungsanstalt Overdyck in Bochum-Hamme. Beim Herannahen des Weihnachtsfestes bitten wir die alten und neuen Freunde unserer Anstalt wiederum herzlich um freundliche Gaben der Liebe für unsere 30—40 Pfleglinge. Wer selbst das Fest in Freude zu feiern hofft, wird sicherlich gern der Verwaisten und Heimatlosen gedenken, denen Weihnachten ein heller Lichtblick werden soll. Jede Gabe wird mit wärmstem Danke von den Unterzeichneten entgegengenommen.

Pfarrer Poensgen-Bochum, Vorsitzender. Pfarrer Rausch-Bochum-Hamme, Anstaltsleiter. Hausvater Hillmann-Overdyck.



---

hebt die Kleine empor und küßt sie herzlich, die fröhlich ihre Aermchen um den Hals des fremden Mannes schlingt.

Der Hüttenbeamte hat sein Wort gehalten. Er hat der Direktion berichtet und Franz Woldenberg hat einen guten Posten im Bureau der Gesellschaft erhalten. Unverdrossen und unermüdlich hat er vier Jahre lang gearbeitet. Dann starb der zweite Direktor der Gesellschaft und Franz Woldenberg erhielt den einträglichen Posten. Sein Glück war gemacht, jetzt war es ihm möglich, die Heimat wieder aufzusuchen.

Nach elfjähriger Abwesenheit von Europa kehrte er heim übers Meer.

Als er den deutschen Boden wieder betreten, ein ernster, gereifter Mann, zögerte doch sein Fuß; er vermied es, sichs trekt in seine Heimatstadt zu begeben. Er durchreiste Deutschland und in einem vielbesuchten Gebirgsort machte er endlich längeren Halt. Er schloß sich, um sich zu zerstreuen, an die Gesellschaft an, machte verschiedene Bekanntschaften, auch die einer Familie, in deren Begleitung sich ein junges Mädchen befand, die mit derselben gereist war, weil die Eltern durch irgend welche Umstände daheim zurückgehalten waren.

Gertrud Walther, der Name fiel ihm auf; so hatte auch seine kleine Schwester geheißen, die ihn am Abend vor seiner Abreise zu bleiben gebeten. Doch das war wohl nur Zufall; er dachte kaum mehr daran, und bemerkte auch nicht, mit wie forschenden Blicken das junge Mädchen ihn musterte.

Endlich entschloß er sich doch, nach Hause zu reisen. Aber gerade da, als er den Weg antreten wollte, empfing er ein dringendes Telegramm aus Newyork, daß seine Anwesenheit dort unbedingt nötig, da der erste Direktor der Gesellschaft durch ein Gichtleiden gezwungen war, sein Amt aufzugeben. Franz folgte dem Rufe sofort, um erst im kommenden Jahre, gerade zur Weihnachtszeit, nach Hause abermals die Reise anzutreten.

Es war mitte Dezember. Das alte Haus sah grade noch so aus, wie vor 12 Jahren. Er erblickte beim Vorüberschreiten an dem bekannten Fenster auch den jetzt ganz weiß gewordenen Kopf seines Vaters. Er zuckte zusammen und trat in den Hausflur ein, aber als er eben die bekannte Tür öffnen wollte, kam eine junge Dame die Treppe herab. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen: Gertrud Walther war seine Stiefschwester.

Auch sie hatte ihn erkannt und flog mit freudigem Aufruf zu ihm hin, ihm beide Hände darbietend. Dann aber errötete sie tief und stotterte hervor: „Ich erkannte Dich im vorigen Jahre schon, aber ich scheute mich, Dir alles zu sagen. Und wir haben so sehr auf Dich gewartet, der Vater, die Mama und ich."

Er sah ihr sinnend in das blühende Gesicht und ehe er es selbst wußte, hatte er sie herzlich zum Willkommen geküßt.

„Aber nun komm zum Vater!" drängte sie.

„Nein," war die Antwort, „laß mich zu Deiner Mutter gehen und Du rufe den Vater!"

Sie nickte ihm lächelnd zu und er eilte die Treppe hinan.

Frau Ernestine war immer noch eine anmutige Frau, mit denselben liebevollen Zügen, wie vor zwölf Jahren. Es wurde zwischen ihnen kein Wort gesprochen. Franz beugte sich nieder, ihre feine Hand zu küssen, sie hielt ihn jedoch zurück und umarmte ihn herzlich.

Gertrud war inzwischen förmlich durchs Kontor bis zu dem Zimmer des Vaters gerannt, hatte bald hier, bald dort ein Blatt und einen Bogen herabgefegt, hielt sich aber nicht auf, eine Entschuldigung zu sprechen, sondern stürmte nur zu.

„Franz ist da!" rief sie jauchzend, „er ist zur Mama gegangen, schnell, schnell!"

Sie hätte sich die Aufforderung ersparen können, mit ungewohnter Eile durchmaß der alte Herr das Zimmer. Es war ein Wiedersehen voller Glück und Freude. —

Wieder war es Weihnachtsabend. Vater und Sohn saßen in vertraulichem Gespräch im Arbeitszimmer des ersteren. Sie waren übereingekommen, Franz solle, sobald es ihm möglich, seine Stellung in Newyork lösen und die Leitung der väterlichen Fabrik übernehmen. Das war abgemacht.

Jetzt lauschten sie beide auf das Glockenzeichen im Zimmer nebenan, welches verkünden sollte, daß der Weihnachtsbaum angezündet. Man hörte wiederholt Gertruds leises Lachen und Ernestines beschwichtigendes Flüstern.

Und nun endlich erscholl der silberne Klang, Mutter und Tochter kamen zur Tür. Gertrud flog leichtfüßig auf den Heimgekehrten zu, dem die Augen des jungen Mädchens heller zu strahlen schienen, als der Glanz des brennenden Christbaumes und bat mit ihrer weichen Stimme: „Komm, Franz!"

Er umfaßte sie herzlich und küßte sie. „Und nun will ich Euch gleich mein herrlichstes Weihnachtsgeschenk darbringen," sagte er dann, „meine Braut, meine Gertrud. Und daß sie es sein mag, dazu gebt Eure Einwilligung." Mit dem glückstrahlenden Mädchen an der Hand trat er zu den Erstaunten hin, aber der Christbaum sah es, wie freudig sie ihre Zustimmung erteilten.

„Endlich wieder ein Heim!" rief Franz jauchzend. „Und ein glückliches!" fügte Gertrud leise hinzu.



kaufen Sie **vorteilhaft** bei

Heinrich Hildebrand,
Volmarstein,

Verlangen Sie meinen Besuch!

Rollmops und Salzheringe,
je eine Dose zusammen 1 Postkolli frei Haus u. Nachnahme von **drei Mark.**
Paul Schlicht,
Berlin-Rosenthal 2.

---

16 Meter Damenstoff
oder 8 Mtr. Herrenstoffe erhält angefertigt, wer 4 Kilo alte Wollsachen Strickiumpen etc. an die Wollweberei C. Schütz, Lardenbach 86 Oberhessen sendet. — Muster und Anfertigungspreise franko. — Vertreter gesucht

---

Für Wiederverkäufer

Speziell für Wiederverkäufer.

offerieren wir **grosse Vorräte**

Herren-Socken

zu **billigsten Preisen.**
Ein Posten ganz besonders preiswert ausgelegt.
Gebr. Wronker
neu eröffn. Engrosgeschäft in Kurz-, Baumwoll-, Galanteriewaren und Wäsche.
ESSEN,
25 Gänsemarkt 25.

Speziell für Wiederverkäufer.

Nur für Wiederverkäufer.

Rosfläuse
mit Brut vernichtet radikal Rademachers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hane,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill** Drog., **E. Weber,** Drog.

Ein 3" Kastenwagen,
2" Leiterwagen,
2 leichte Sturzkarren,
2 Jauchekarren
billig zu verkaufen.
Ludw. Brinkmann,
Herbede.

Hienfong Essenz
beliebtes Hausmittel, für Wiederverkäufer extra stark, Dtzd. 2,50 M. „Starke Qualit." 1,50 M. Postpaket enthält 30 Flaschen. Posten billiger. Altbewährte Bezugsquelle Laboratorium **P. Seifert, Dittersbach No. 11A.** bei Waldenburg (Schlesien).

Junger Mann,
der selbständig die Lohnlisten, Abrechnungen mit der Knappschaft und Bergbehörde zu bearbeiten vermag, von einer kleineren Zeche auf sofort gesucht. Nur solche mit guten Zeugnissen und Empfehlungen werden berücksichtigt.
Angebote unt. **S. S. 500** an die Geschäftsst. d. Ztg. erbeten.

Gesucht zur Hilfe des Dienstmädchens ein **junges**
Mädchen
für **sofort.**
Frau **Dr. Altmannsperger,**
Barmen-Wichlinghausen, Weststraße 47.

Aelt. bess.
Mädchen oder alleinst. Frau
z. selbst. Führung m. ev. Haush. (3 K. 6—9 J.) z. Januar oder Februar gesucht. Bedingung: Größte Pflichttreue, kinderlieb. 360 Mk., ev. dauernde Stellung. Frau krank und abwesend.
Techn. Sekr. Abt. Cöln,
Rosenstr. 30.

Hohe Provision
zahlt eine leistungsfähige, technische Gummi- und Asbestfabrik an gut eingeführte Platzvertreter in Rheinland und Westfalen. Gefl. Off. unter **M. A. 2990** an **Haasenstein & Vogler A. G. Berlin W. 8.**

---

2 Schreinergesellen und 1 Lehrling
sofort gesucht.
Ludw. Trompeter.
Linden-Ruhr.

Junge Leute,
bis zu 40 Jahren, besonders solche, die schon praktisch in der Landwirtschaft tätig waren, sowie **Bureaubeamte,** die wegen Aussichtslosigkeit in ihrem Berufe oder aus Gesundheitsrücksichten gezwungen sind, sich eine gesunde Existenz zu verschaffen, erhalten nach 4monatlicher ungenierter Ausbildung in der Fachlehr-Anstalt für junge Leute reiferen Alters
Stellung
als **Verwalter, Inspektor, Assistent, Rentebeamter, Rechnungsführer, Guts- u. Amtssekretär** etc. für Rittergüter, Domänen und größere landwirtschaftl. Betriebe kostenlos nachgewiesen. Nachhilfe im Rechnen, Schönschreiben, Rechtschreiben, Briefstil etc. gratis.
Kost und Logis auf Wunsch im Technikum.
Den Anfragen sind 20 Pfg. in Marken für Antwort beizufügen.
Landwirtschaftliches Technikum,
münster i. W.,
Kanonengraben Nr. 7.

Unser Filial-Detail-Geschäft wird in einigen Wochen geschlossen und werden die noch in reicher Auswahl vorrätigen
Salon- und Speisezimmerkronen,
Ampeln, Zuglampen etc. für Gas- u. elektr. Licht; **Gaskoch- u. Heizöfen, Bade-Einrichtungen usw.**
zu jedem annehmbaren Preise unter Einkaufswert abgegeben. - Moderne Salon- und Schreibtisch-Petrollampen staunend billig.
Gustav Reunert, Bochum,
Hellwegstr. 5.

Amtssparkasse zu Bochum.

Der Zinsfuss für Spareinlagen in jeder Höhe wird vom **1. Januar 1908** ab auf

4%

festgesetzt.

Bochum, den 20. Dezember 1907.

Der Vorstand der Amtssparkasse.



Gold- u. Silberwaren
finden Sie in schönster und größter Auswahl.

Herren-Uhren	von 5,50 M. an	Regulateure	v. 12 M. an
Silb. Herren-Uhren	v. 9,50 M. an	Hängeuhren (Freischw.)	v. 15 M. an
Silb. Damen-Uhren	v. 9,50 M. an	Weckuhren	v. 3 M. an
Gold. Damen-Uhren	v. 16 M. an	Küchenuhren	v. 5 M. an
Gold. Herren-Uhren	v. 60 M. an	Standuhren	v. 13 M. an

Broschen, Ringe, Armbänder, Halsketten v. 1 M. an bis zu den feinsten und neuesten Mustern.
Trauringe in allen Weiten und Breiten mit u. ohne Lötfuge
Bowlen, Aufsätze, Kaffee-Service, Fruchtschalen, Butter- und Zuckerdosen u. s. w.
Bis Weihnachten bei Einkauf v. 20 M. an **5 Prozent Rabatt.**
Hermann Heiermann,
Uhrmacher, Sprockhövel.

Keine Trunksucht mehr.
Eine Probe von dem wunderbaren Cozapulver wird gratis geschickt.
Kann in Kaffee, Thee, Bier, Wasser, Essen oder Spirituosen gegeben werden, ohne dass der Trinker es zu wissen braucht.

COZAPULVER erzielt die wunderbare Wirkung, dass die Spirituosen dem Trinker widrig vorkommen. **COZAPULVER** wirkt so still und sicher, dass Frau, Schwester oder Tochter ihm dasselbe ohne sein Mitwissen geben kann und ohne dass er zu wissen braucht, was seine Besserung verursacht hat.

COZAPULVER hat Tausende von Familien wieder versöhnt, hat von Schande und Unehre Tausende von Männern gerettet, welche nachher kräftige Mitbürger und tüchtige Geschäftsleute geworden sind. Es hat manchen jungen Mann auf den rechten Weg zum Glück geführt und das Leben vieler Menschen um mehrere Jahre verlängert.

Das Institut, welches das berühmte **echte Cozapulver** besitzt, sendet an diejenigen, die es verlangen, gratis eine Probe und ein Buch mit 1500 Dankschreiben. **Cozapulver** ist als ganz unschädlich garantiert. Korespondenz in deutsch.

(Althea 2,10; Aniseed of Coza 5,42; Baldrian 0,55; Bitterklee 0,13; Bicarbonate de soude 79,10; Cascarillebrinde 2,35; Cinnamon of Coza 4,68, Enzianwurzel 1,98; Rharb 0,44; Cozasüssholz 0,52; Acidum Tartaricum 0,29; Kalmus 1,4.)

COZA INSTITUTE 62, Chancery Lane, London 3029, (England,)
Porto für Briefe: 20 Pfg., für Postkarten: 10 Pfg.

Jeder Raucher



probiere uns. billigen, ungeschwef. gesunden, wohlbekömmlichen
Rauchtabake.
Umsonst
geben wir zu jedem 9 Pfund-Paket ein Kistchen mit 6 verschiedenen Sorten Cigarren od. eine gute Gesundheitspfeife oder eine fein geschnitzte od. lange Pfeife.
Wir liefern Ihnen direkt:
9 Pfd. gut. **Jägertabak** und Pfeife od. Cigarr. zu M. **4.25**
9. Pfd. **Gesundh.-Kanaster** u. Pfeife od. Cig zu Mk. **5.—**
9 Pfd. **holl. Kanaster** u. Pfeife oder Cigarren zu Mk. **6.50**
9 Pfd. hochf. **Paltorenkanaster** und Pfeife oder ff. Cigarren zu Mk. **7.50.**
Alles portofr. geg. Nachnahme.
Karl Thome & Co.,
Bruchsal 41 in Baden,
Cigarren- und Rauchtabak-Industrie.

Flechten
nass- und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,
offene Füsse
Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig:
wer bisher vergeblich hoffte
geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein.
Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla.
Fälschungen weise man zurück.
Zu haben in den meisten Apotheken.

Billig und **gut!**



liefert die Musik-Instrumenten-Fabrik
Wolf & Comp., Klingenthal i. Sa. Nr. 697
Zentr. d. Harmon.-Fabr. m. üb. 7000 Arb.
geg. Nachnahme **Musik-Instrum.** aller Art. Prachtkatalog, 132 S. stark, bunte Illustrationen, ca. 300 Abbild. an jedermann **umsonst. Garantie:** Zurücknahme, Geld retour. Zahlreiche amtlich beglaubigte Anerkennungen.

Frisch gesalzenes Schweinestückenfleisch, (Suppen-Rücken, Backenstücke, Schnauzen, Ohren, fleischige Pfoten), feine Delikatesse, versendet in 10 Pfund Postkolli für nur Mk. 3.60. Bahnkübel enth. 25 u. 50 Pfd. pro Pfund 34 Pfg. ab hier unter Nachnahme. Nichtgefallendes retour.
9 Pfund Holsteiner Holländer Käse Mk. 3.20.
Heinrich Krogmann,
Nortorf i. Holstein 25.

Gänse! junge, fette Hafermast, sauber gerupft, 7—10 Pfd., à Pfd. 45—50 Pfg., tägl. frisch geschl., vers. gegen Nachn.
A. Grigall, Gr. Friedrichsdorf.

PIANOS
u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianinos mit **eingebautem** Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen
Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794
Barmen,
Neuerweg 40.
Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses
IBACH

Woll-Artikel aller Art!

Wollene Unterjacken, Fangjacken, Westen, Sweaters
Wollene Damenwesten, Pelerinen, Damenhosen, Röcke
Wollene Damenhauben, Kinderhauben Tücher, Shawls
Wollene Handschuhe, Aermel, Pulswärmer, Gamaschen
Wollene Normalhemden, Unterhosen, Anzüge, Leibbinden
Wollene Damenblusen, Goldblusen
kauft man in **bekannt guten Qualitäten** zu **billigen Preisen** bei

Friedrich Albers Gebr. Hömberg Nachf.

Ecke Kopstadtplatz **ESSEN** Limbeckerstrasse 6.

Spezialgeschäft für
Wollwaren, Strumpfwaren und Trikotagen.

Hat der Spielordner allen Teilnehmern das Spiel erklärt, die Zettel und die Bleistifte verteilt, so legt er eine Uhr auf den Tisch und zählt 1. 2. 3. Bei 3 kann jeder anfangen zu schreiben. Wer in der festgesetzten Zeit die meisten richtigen Gruppen zusammengestellt hat, geht als Sieger aus dem Wettkampf hervor. Und der Sieger erhält die größte Pfeffernuß. Die anderen die kleinen – ganz unbelohnt soll niemand für seine Mühe bleiben.

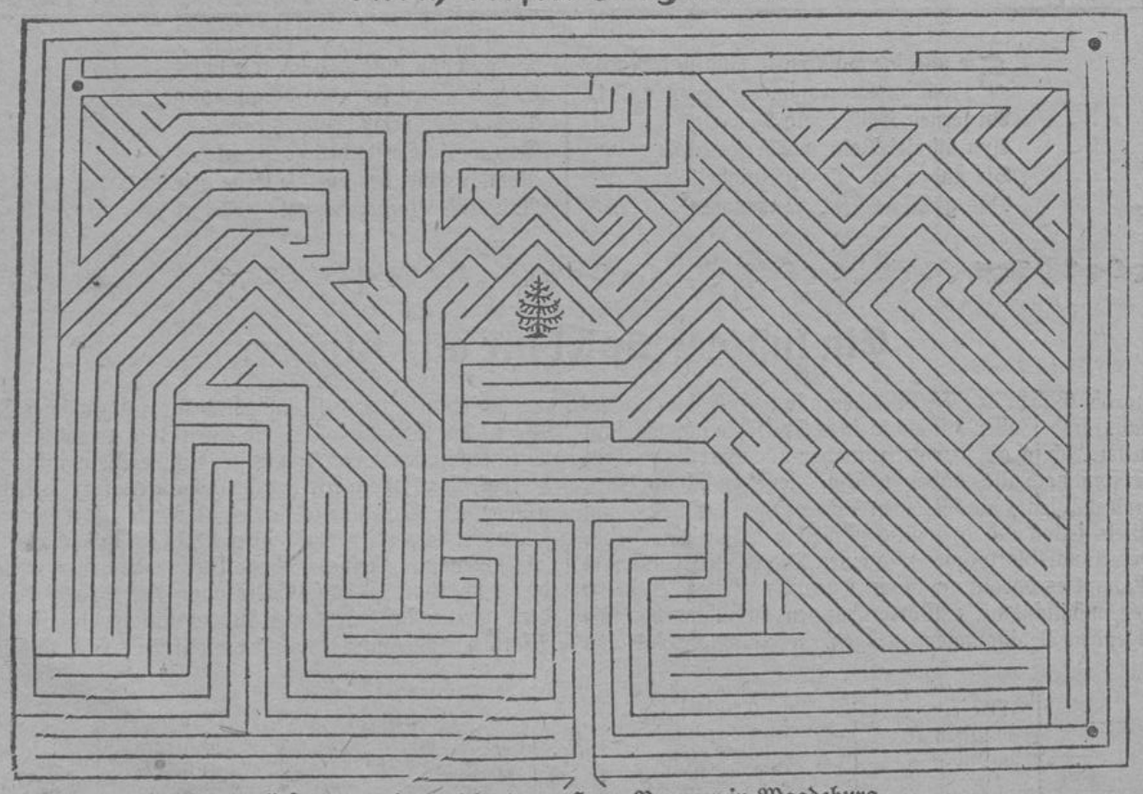
Das Märchen von der Marzipanprinzessin.

Heinz, der jüngste Sohn des Herrn Sekretärs, hatte gegessen und gegessen nach Herzenslust von all den guten Sachen, die das Christkind gebracht hatte. Nun saß er auf seinem neuen Schaukelpferd, hatte Helm und Säbel angelegt und ritt heiter drauflos. Immer schneller und schneller. Was war das? Das Pferd war ein richtiges lebendiges geworden, auf dem er saß. Er trabte als stolzer Ritter vor ein wunderbares Schloß, vor dem die schönste Prinzessin stand und ihn anlächelte. Heinz stieg vom Pferde, lief hocherfreut auf die Prinzessin zu und küßte sie auf beide Backen. Sie waren von dem besten Marzipan, den man sich nur träumen lassen konnte. Es juckte ihn, sie ein bischen abzulecken, schon wollte er sich dazu anschicken, da aber gab ihm die Prinzessin einen tüchtigen Puff und verschwand. Er trat auf einen Balkon, von dem man einen weiten Blick hatte. Auf dem Geländer saßen mehrere Tauben, die waren aber schon gebraten und sahen sehr appetitlich aus. Davon verspeiste der Heinz noch zwei und griff dann das Geländer selbst an. Das bestand aus schön verzuckerten Mandeln. Und bald hatte er eine große Lücke herausgeknabbert. Dann ging er in einen großen Eßsaal zurück und besah sich eine herrliche Königskrone, die dort auf einem Kissen lag. Die Edelsteine waren Fruchtbonbons, aber nicht solche, wie man sie bei jedem Krämer kaufen kann, sondern die besten der ganzen Welt. Eben steckte der Heinz zwei davon in den Mund, als die Prinzessin erschien. Bei diesem Anblick wurde sie leichenblaß und trat rasch auf den Balkon. Heinz folgte.

„Gnädiges Fräulein", begann er, erlaubt, daß ich offen mit Euch rede. Es ist hier die umgekehrte Welt. Was andere ehrliche Christenmenschen essen, davon baut Ihr Eure Häuser und zimmert Eure Möbel. Bei solch wunderlicher Küche würde ich aber bald verhungern. Erlaubt, daß ich Euern Koch fortjage und einen aus meiner Heimat kommen lasse. Mein Schimmel kann ihn holen." „Meinen Koch fortjagen?" rief die Prinzessin und gab dem Heinz wieder einen Puff, daß er zurücktaumelte.

Nun stand er aber gerade vor der Lücke, die er selbst aus dem Geländer des Balkons herausgegessen hatte. Er griff um sich, riß ein Dutzend verzuckerte Mandeln los, und stürzte in den Abgrund, viele Klafter tief. Da lag er nun und wußte nicht, ob er noch lebte oder schon tot war. – Plötzlich fuhr die Mutter aus ihrem Mittagsschläfchen in die Höhe. „Der Heinz ist schon wieder vom Schaukelpferd gefallen!" rief sie und lief in die Kinderstube. Und wirklich, da lag der Heinz mit einer tüchtigen Beule auf der Stirn und schlief weiter. Es wäre füglich ganz unnötig zu sagen, daß der gute Junge das alles nur geträumt hatte.

Wie findet man den richtigen Weg zum Weihnachtsbaum durch diesen Irrgarten?



Ersonnen und gezeichnet von Hans Brunner in Magdeburg.



Weihnachten 1907.

Brich an, du schönes Morgenlicht!
Das ist der alte Morgen nicht,
Der täglich wiederkehret,
Ein Licht von dem, der ewig wacht,
Durchbricht die lange finstre Nacht;
Ein Tag, der ewig währet:

Es ist ein König, aller Welt
Von Ewigkeit zum Heil bestellt,
Ein zartes Kind geboren.
Er hat mit seiner Liebesmacht
Den Fluch gelöst und wiederbracht
Das Reich, das wir verloren.

Nun ist der Himmel nimmer weit;
Der Lieb und Freiheit sel'ge Zeit
Ist mit ihm aufgegangen!
Ein ewig festes Liebesband
Hält fortan jedes Haus und Land,
Hält alle Welt umfangen.

Wer ist nun, der noch sorgt und sinnt?
Geboren ist uns heut ein Kind,
Das Aller Heil soll werden!
Willkommen, du ersehnter Held,
Du Licht und Trost der ganzen Welt,
Willkommen uns auf Erden!

Aus grauer Vorzeit.

Die Zeit vom 25. Dezember bis zum 6. Januar war schon in grauer Vorzeit Festesfeiern gewidmet. Die Römer feierten hier die Saturnalien zu Ehren des Saturnus, zu Ehren des segenspendenden verborgenen Gottes der Tiefe. Am Feste der Saturnalien brannten in den Tempeln der Gottheit zahlreiche Wachskerzen; alle Geschäfte ruhten, kein Todesurteil wurde gefällt oder vollstreckt, kein Krieg erklärt. Die Trauer war aufgehoben, und Gastmähler reihten sich an Gastmähler, wobei die Sklaven neben ihren Herren zu Tische saßen und von diesen sich bedienen ließen. Verwandte und Bekannte machten sich gegenseitig Geschenke. Die Zeit vom 25. Dezember bis zum 6. Januar war auch den germanischen Völkern eine heilige, festliche und bedeutsame Zeit, die „Zwölften", die „Rauhnächte". Trat doch jetzt die Wintersonnenwende ein, und mit ihr begann erneutes Leben und Wirken der Naturkräfte. Nach dem Glauben der alten Germanen zogen in den „Zwölfnächten" die obersten Götter, namentlich Wodan und Berchta, segnend und strafend durch die deutschen Gaue. Während Wodan an der Spitze des „Wütenden Heeres" in den Lüften lärmte und tobte und besonders auf den blutigen Wahlstätten erschien, um die gefallenen Helden abzuholen, wandelte Berchta als Frau Holle von Haus zu Haus und schaute nach, ob gut gewaschen und gefegt, gebacken und gewebt war. Im ganzen Lande herrschte tiefer Gottesfrieden; niemand arbeitete, alles feierte und jubelte. Auf den 25. Dezember verlegte der römische Kaiser Aurelian im Jahre 273 das von ihm gestiftete Fest des Geburtstags der unbesiegten Sonne. Dieses Fest fand später Aufnahme in der christlichen Kirche, zunächst in der morgenländischen, sodann in der abendländischen. Seit dem fünften Jahrhundert gilt der 25. Dezember als der Geburtstag Jesu Christi und wird als solcher feierlichst begangen. Neben dem eigentlichen Christtage wurde von Anfang an auch die sogen. Christnacht gefeiert, die Nacht vor dem Feste, während welcher dramatische Darstellungen der Geburt des Erlösers aufgeführt wurden. Daher stammt denn auch die Bezeichnung „Weihnachten" für das ganze Fest. Frühzeitig nahm man alte Gebräuche zu dem Fest, so vor allem den Tannenbaum oder den Weihnachtsbaum. Sein Ursprung ist in dem südwestlichen Deutschland zu suchen; die Alemannen verehrten die Tanne als einen heiligen Baum, die Edda kennt ihn dagegen als solchen nicht. Weihnachten ist bei uns das Fest der Feste, auf welches Wochen und Monate lang Jung und Alt sich sehnend freut, es ist das schöne Fest, wo die Liebe rastlos tätig ist, um andere zu erfreuen und zu beglücken.



Fuhrmann Walters Weihnachten.

Von V. T.

Ob er wohl seinem kleinen Lockenkopf noch den Weihnachtsbaum anzünden könne? Mit diesem Gedanken neigte sich der Fuhrmann Walter etwas von seinem Sitz unter dem Schutzdach des Wagens nach vorn und hielt die Uhr gegen die Laterne. „Nanu!“ kam es dabei unwillig über seine Lippen und zweifelnd schüttelte er mit dem Kopf. Aber wer kann bei einem solchen Schneetreiben vorwärts kommen? Heute Mittag war noch das schönste Wetter und die sonnbeglänzte Erde flimmerte in ihrem königlichen Winterstaat, gerade recht geschmückt für die Feiertage. Nun aber trieb es schon über zwei Stunden, daß man zuweilen die Bäume an der Straße nicht sehen konnte. Man gönnt wohl dem Winde die lustigen Spielgesellen; aber es braucht nicht gerade an dem Tage zu sein. . .

Walter hatte sich heute so geeilt! Er war schon früh aus seinem Bergstädtchen nach der Bahnstation und von da gleich auf die Dörfer gefahren, wo die Krämer immer auf ihn warteten. Sie sagten wenigstens so. Nun mußte ihm zuguterletzt dieses Wetter dazwischen kommen. – Hu, wie das durch die Nacht heulte! – Das Pferd stapfte mutig vorwärts; aber es ging doch nur langsam. Der Lockenkopf daheim war es ja gewöhnt, daß er so spät kam und wartete gewiß auch heute nicht auf ihn. Aber es war doch Weihnachtsabend und den hatte er sich gerade in diesem Jahr so schön ausgedacht. In der Kiste hinter seinem Sitzbrett wußte er so mancherlei geborgen. Fürsorglich griff er nun mit der Linken zurück und tastete, ob noch alles da wäre. Dabei spitzte er lächelnd den Mund und hatte das Gefühl einer süßen Freude. Gleich aber rief er seinem Mohr zu und zerrte ungeduldig an der Leine. Der Wind kümmerte sich nicht darum und warf ihm mutwillig die Schneewolken entgegen. „Es wird zu spät“, murmelte der Fuhrmann in seinen triefenden Bart und sank betrübt in tiefes Sinnen. Der lustige Lockenkopf soll Weihnachtskerzen leuchten sehen! Zwei Jahre schon hatte er ihn bei sich. Anfänglich war das eine große Last für seinen Junggesellenhaushalt gewesen; allein er hatte es nicht über's Herz bringen können, den Jungen unter fremde Leute zu geben. „Wie das im Leben geht“, fing er nach alter Gewohnheit sein Selbstgespräch an. „Bergauf und bergab sagen wir Fuhrleut. – Ja! – Kaum hat meine Schwester das liebe Kerlchen, stirbt ihr der Mann, und kaum kann der Knirps laufen, müssen wir die Mutter hinaustragen. Und dann nun so. – Hot Mohrchen!“

Das Pferd ging wieder lebhafter in den Strängen. In dem Dorf hinter dem Wald schlug eine Uhr. Die Schneeschauer ließen nach und man sah schon hin und wieder aus der Ferne ein Licht. Der Fuhrmann lächelte in sich hinein und griff wieder hinter sich nach seiner Weihnachtskiste. Was wohl der Lockenkopf und Marie sagt? Die Marie war der Schutzengel des Kindes. Sie wohnte zwei Häuser weiter und holte, wenn es nötig war, den Kleinen schon morgens ab und brachte ihn auch abends zu Bett. Ihre Mutter hatte schon immer gehofft, Walter würde am Ende doch einmal um ihre Tochter werben. Arm war sie ja; aber du liebe Zeit, sie wäre bei ihrer Tüchtigkeit gerade für ihn die rechte Hausfrau. Große Ansprüche konnte er doch auch nicht machen? Häuschen, Garten, zwei Acker Land und ein Pferd sind doch auch kein Königreich! Leider war der Nachbar nicht der Mann, zwei Worte im Zusammenhang herauszubringen und das mochte wohl daher kommen, daß er immer so für sich allein auf der Landstraße fuhr und nie Gelegenheit nahm, mit den anderen im Wirtshaus ein Gläschen zu trinken. Mit dem Hahnenschrei stand er auf, putzte und fütterte bedächtig sein Pferd, spannte an, kam dann die paar Schritte herauf und klopfte mit der Peitsche an's Fenster. „Marie, ich bin's!“

Und tappte dann schon wieder fort und fuhr los. Und am Abend war er immer erst aus dem Stall gekommen und in die Stube getreten, wenn Marie hinausgeschlüpft war. Er hatte gewiß nie daran gedacht, sie einmal am Bette seines Lockenkopfs zu überraschen. In der letzten Zeit hatte er sich ja manchmal noch von seinem Wagen aus umgedreht, wie Marie nach seinem Häuschen hüpfte und hatte mit der Peitsche lustig geknallt. Der Wind war nahe daran, ganz einzuschlafen und Stern um Stern kam aus dem Himmelstor hervor. Er sah nun das Städtchen vor sich, dunkle Flecken im Weiß und dahinter die schwarze Fichtenwand. Nun läuteten die Glocken. „Hot, hot, Mohrchen!“ Und das Mohrchen nahm alle Kraft zusammen. Der Fuhrmann griff wieder hinter sich nach der Kiste und es war ihm in seiner Freude, als wäre er selbst wieder ein Knabe. Da kamen schon die ersten Häuser mit ihren erleuchteten Fenstern. Er sah bald rechts und sah bald links . . . Bei Amtmanns, beim Stadtschreiber, dort in der Ecke beim Kaufmann brannten schon die Christbäume . . .

Jedesmal, wenn er vor einem Hause einhalten mußte und sein Frachtstück los war, murmelte er lustig: „Ging noch gut!“ Ein Glanz von strahlenden Kerzen kam in sein einfaches Herz und es war ihm, als läge ein leises Spielen in der Luft, ein Singen wie: „Kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus, geht auf allen Wegen mit uns ein und aus!“ Da war er am Hause des Mädchens. Er ging einige Schritte hinüber an die Straße und lugte nach seinen Fenstern. Da mußte er die Hände ineinanderlegen. Helles, jubelndes Leuchten drang von dort her über die Straße . . . Walter huschte schnell zu seinem Wagen und machte sich über die Kiste. Gleich darauf tappte er in Maries Haus und hinein zu ihrer Mutter. Er grüßte verlegen und legte sein Päckchen auf den Tisch. „Das schickt einer.“ Die Alte sah ihn erstaunt an. Der Fuhrmann wurde noch verlegener und fügte hinzu: „Für Marie.“ Indem er sich dann kurz herumdrehte, brachte er noch glücklich heraus: „Und ob's was wär?“ „Von wem ist's? Wir kennen so keinen, der uns beschenkt“, fing die Mutter des Mädchens an und faßte ihn an dem nassen Rock. „Es ist aber von einem. – Kennt euch gut!“

Mit dieser Erklärung schloß er schon die Türe hinter sich. Auf der Straße atmete er erleichtert auf, knallte wie gewöhnlich mit der Peitsche und fuhr auf seinen Hof. Nachdem er alles besorgt und dem Pferd eine Festtagsration Hafer noch vom Futterboden geholt hatte, schleppte er die Kiste in's Haus. Einen Baum brauchte er nun nicht mehr zu putzen; denn Marie, die bei seinem Eintreten hinausschlüpfte, hatte das schon besorgt und auch den Lockenkopf liebevoll beschenkt. Schon auf dem Flur war dem Fuhrmann der feine Geruch der Kerzen und des Tannenbaums entgegen gekommen. Und nun stand er vor all der Pracht und sah seinen Lockenkopf um das Bäumchen springen. „Das Driftdind war da! – Guck, guck!“ So sprang er ihm, ein Holzmohrchen mit richtigem Haarschwanz im Arm, entgegen.

Ach was war das für ein Reichtum an Äpfeln und Nüssen und eine Pracht an goldenen und silbernen Kugeln! Das mußte er Stück für Stück betrachten und auch das Christkindchenhaar in die Hand nehmen . . . Und dann mußte er das Mohrchen am Seil nehmen . . . Wie sollte er aber nun seine Sachen anbringen? Das Kind durfte doch nicht sehen, daß er sie in die Stube brachte. „Willst nicht mal zu Tante Marie?“ Da leuchtete es in den Augen des Kleinen. „Tante Mahi? – Hier!“ Der Lockenkopf zog seinen Pflegevater zur Ofenbank. Da lag ein neues gehäkeltes Halstuch. Der Fuhrmann nahm es mit zum Baum und ein seliges Leuchten stand in seinen Augen. Unten am Ende, wo die Fransen angehäkelt waren, hatte die Spenderin auf jeder Seite ein rotes Herz eingenäht. „Tante Mahi!“

Walter nahm den Knaben auf den Arm und eilte hinüber zu Marie. Die stand in der neuen grünen Schürze und dem neuen Miederluch mit den Rosen vor der Mutter und war ganz glücklich. „Von wem? Von wem?“ drang sie gleich in Walter. „Von ihm“, sagte der bebend, stellte den Lockenkopf auf die Diele und räusperte sich umständlich. Die Frauen machten sich auf eine Erklärung gefaßt, woher die Sachen wären. Doch der unbeholfene Mann verschluckte sie und sagte nur: „In einer Viertelstund, Marie. – Nicht?“

Christkindlein ging noch immer durch das Städtchen. Und es war dem Fuhrmann, da er aus dem Hause der Witwe trat, als habe er es eben gesehen. Daheim stellte er nun den kleinen Pferdestall auf, tat wirklichen Hafer in den Futterkasten, schüttete das Zuckerwerk aus den Tüten und hing den großen Hampelmann an die Wand. Schnell schlang er sich noch das warme Tuch mit den roten Herzen, die ihm auch ganz warm schienen, um und wartete auf die beiden. „Freilich war das Christkind noch 'mal da“, sagte Marie, als sie mit dem Kleinen über die Schwelle trat. Das war ja auch so. Dem Fuhrmann aber kam es vor, als ob es immer noch da wäre. Eine wunderbare Freude lebte in ihm auf. „Wer?“ – Er hielt dem Mädchen die Enden seines Halstuches entgegen und deutete auf die Herzen. – „Du?“ Das bejahende Aufleuchten ihrer Augen verstand er. „Ist's was?“ fragte er weiter. Marie sah ihn erstaunt an. Er deutete nach der neuen Schürze. „Freilich ist's was!“ Das machte ihn überaus selig; aber er bangte um das rechte Wort.

Er hatte doch auch gefragt, ob's was wär! „Tante Mahi sön, Papa auch sön!“ Der Kleine sprang von seinem Pferdestall weg und den Glücklichen entgegen. Die sahen sich an und wurden rot. In demselben Augenblick ging die Tür auf und der kleine Krämer hinter der Kirche kam erregt herein. „Ihr habt die Kisten verwechselt, Walter!“ Sofort aber hielt er inne und setzte sanft hinzu: „Wohl die Braut? Gratuliere.“ Da nahm der Fuhrmann das Mädchen bei der Hand, sah ihr tief in die Augen und entgegnete ruhig und sicher: „Zu Ostern ist die Hochzeit. – Welche Kisten dann?“ Das erklärte nun der Kaufmann in aller Eile und stürmte wieder davon. Die beiden sahen sich freudig an. So mußte es kommen. Er küßte sie auf den lachenden Mund und sagte: „Das Christkind hat uns ab[illegible]ut bescheert, Marie.“ „Weil's die Kisten verwechselt hat. – Sonst am End?“

Und sie schüttelte sich vor Lachen. Er verstand sie aber in seiner einfachen Weise nicht, nahm den Lockenkopf auf das Knie, zog die Braut sanft an sich und sagte: „Siehst, Bub, das ist vom Christkind die Mama.“ „Unsere?“ fragte der. „Deine und meine, Bub! Und nun muß ich die Kisten umtauschen.“ – Immer noch brannten Weihnachtsbäume in den Häusern und erst recht war es ihm, als ginge das Christkind an seiner Seite. Und wie von ungefähr summte er vor sich hin: – „Ist auch mir zur Seite, still und unerkannt, daß es treu mich leite, an der lieben Hand.“

Die Kleinen unter dem Christbaum

Sie alle, die Scharen in Süd und Nord,
Hoch im Gebirg, im entlegensten Ort,
An fernen Küsten und Meeren,
Aus allerlei Volk, in allerlei Kleid,
Sie finden sich alle in Einigkeit,
Das göttliche Kind zu verehren.

Tu' auch, du junges Herz, wie sie!
Über irdischen Freuden vergiß es nie,
Das größte der Christgeschenke,
Das uns die erste heilige Nacht
Vom Himmel her auf die Erde gebracht –
Anbetend seiner gedenke!

Ein lustiges Spiel für alle Kinder.

Wenn die Gaben des Christkindes alle nach Gebühr angestaunt sind, wollen wir ein kleines Spielchen machen, sagt die Mutter. Ach ja, ach ja, ruft Hänschen und Gretel und Fritz und wer sonst noch alles dabei ist. Also, alle setzen sich um einen Tisch und wählen zunächst einen Spielordner, der den Gang des Spiels leitet und in strittigen Fällen entscheidet. Jeder erhält ein Quartblattpapier und einen Bleistift. Bei unserem Spiel kommt es darauf an, in einer gewissen Zeit, z. B. in 10 Minuten, möglichst viele Wörtergruppen aufzuschreiben, die den folgenden Bedingungen genügen. Jede Gruppe soll aus vier Wörtern bestehen. Zulässig sind nur Hauptwörter. Das erste Wort jeder Gruppe soll irgend einen Zusammenhang mit dem Christfest haben, sei es, daß es sich auf die Weihnachtsgeschichte bezieht, oder auf ein Weihnachtsgebäck, oder auf beliebte Festgeschenke 2c. Das zweite, dritte und vierte Wort jeder Gruppe sollen mit demselben Buchstaben beginnen wie das erste Wort. Sie sollen auch keine anderen Vokale haben, als die, welche das erste Wort enthält. Es ist aber nicht erforderlich, daß in dem zweiten, dritten, vierten Wort sämtliche Vokale des ersten Wortes vorkommen. Beispiele wollt ihr? Hier sind sie:

Weihnacht	Christnacht	Marzipan	Puppe
Weimar	China	Minna	Puder
Wismar	Cardiff	Midas	Punkt
Wilna	Cinna	Mahdi	Pulver

sich wir uns freuten, als er uns zeigte, daß er seine Leidenschaft für das Uebermaß von Whisky überwunden hatte.

Er bestand die Probe, und die Hochzeit fand statt. Am Tage vorher sagte er zu mir:

„Es ist doch eine langweilige Sache, wenn man erst Komödie spielen muß, um das Mädchen zu erwerben, das man liebt."

„Du hast Komödie gespielt?" fragte ich erstaunt.

„Ja," sagte er, „Julie sollte Lars, den sie nicht liebt, heiraten, um ihm das Trinken abzugewöhnen, und ich, der ich nicht von ihr lassen kann, mußte verzichten, weil ich das Glück habe, nicht von dieser Leidenschaft befallen zu sein. Was blieb mir da übrig? Ich mußte mich gleichfalls dem Whisky ergeben."

„Und du trankst ihn nicht gern?" fragte ich ihn.

„Nein, schon der Gedanke war mir entsetzlich," entgegnete er. „Das Trinken ist für mich eine förmliche Arbeit. Oft habe ich mich auch nur so gestellt, als wenn ich betrunken wäre."

Er beschwor mich, sein Geheimnis nicht zu verraten. Und auch heute noch glauben alle, daß Julie ihren Mann vor dem sicheren Abgrund gerettet hat.

„Und was wurde aus Lars?" fragte ich den biederen Herrn.

„Da kommt das lustige Ende. Kaum hatte Georg das Rennen gewonnen, als Lars zur Besinnung erwachte, sich aufraffte und dem Alkohol den Krieg erklärte. Er heiratete eine seiner alten Flammen, die ihm früher seines Fehlers wegen einen Korb gegeben hatte, und fing ein nüchternes, neues Leben an. Beide Brüder sind heute glückliche Familienväter."



Was alles im Theater verloren wird Es sind sehr merkwürdige Gegenstände, die bisweilen in den Londoner Theatern gefunden werden, und wollte man sie alle zusammenbringen, so würden sie ruhig den Inhalt eines kleinen Warenhauses bilden können. Natürlich sind sämtliche Arten von Schirmen diejenigen Stücke, die am häufigsten stehen bleiben. Dann findet man Operngläser, Pelzboas, Capes, Regenmäntel, Spazierstöcke, Portemonnaies, Visitenkartentaschen und Handschuhe. In jedem Theater Londons ist eine solche Sammlung herrenloser Dinge angelegt, die die Logenschließer, die Wach- und Feuerwehrleute und die Reinmachefrauen finden. Kann man sich z. B. denken, daß ein Besucher beim Weggehen aus dem Theater seinen Zylinderhut liegen läßt? So unwahrscheinlich es klingt, so kommt es doch sehr häufig vor. Besonders Herren, die ihre Hüte unter den Stuhl stellen, lassen sie dort ruhig stehen und laufen eilig heraus; auch Damenhüte werden in reicher Anzahl unter den Sitzen gefunden. Im Drurylane-Theater, das die merkwürdigste Kuriositätenkammer von vergessenen Sachen besitzt, steht eine Krücke, wie sie lahme Leute zu haben pflegen, die aber ihr Inhaber doch nicht so notwendig zu brauchen schien, als daß er sie nicht hätte vergessen können. Die Nachbarschaft der Krücke bildet ein sehr gut gehaltener Zylinderhut, daneben liegt ein Paket Lichte, dann kommen drei Stethoskope und eine Puppe, alles Dinge, die beim Theaterbesuch vergessen worden sind. Schleier werden sehr oft vergessen. Auch Tennisschläger und Krickekkugeln läßt man häufig im Theater zurück. In einer Loge des Gaiety-Theaters fand sich ein vollständiges Gebiß falscher Zähne, das am folgenden Tage von einer tieferrötenden Dame abgeholt wurde. Zu den merkwürdigsten Funden gehörte eine Menge Lederriemen für Maschinen, die ein Besucher im Gaiety-Theater zurückgelassen hat. In einer Loge von Covent Garden war im vorigen Sommer ein zierlicher eleganter Damenschuh zurückgeblieben, der es an Kleinheit mit Aschenbrödels Schuh hätte aufnehmen können. Jüngst fand eine Logenschließerin in Dalys Theater eine Zigarrentasche mit 19 5-Pfundnoten, wofür ihr der junge Mann, der sie verloren hatte, zehn Schilling gab. Daß das Theater auch häufig die Stätte leiblicher Ernährung ist, beweisen die zahlreichen Eßwaren, die man in allen Theatern findet. Ein Pfund Butter, zwei Bücklinge, ein Paket mit Würstchen, ein Räucheraal, das sind so die kulinarischen Genüsse, die man etwa in einer Woche in einem Theater findet. Vor ein paar Wochen fand ein Feuerwehrmann bei einer Nachtrunde im Lyric-Theater einen Trauschein, der mit einer Fünfzigpfundnote zusammengewickelt war. Der kostbare Fund gehörte einem jungen Ehepaare, das erst drei Tage verheiratet war und dessen Flitterwochen ohne die Wiedererlangung des Verlorenen sich sehr trüb gestaltet haben würden. Zu den exotischeren Dingen, die man ab und zu findet, gehören Socken und Korsetts.



Das Chinin, noch immer eines der wertvollsten Arzneimittel, ist neuerdings zu billig geworden, so daß aus diesem Grunde eine Krisis in der Chininproduktion eingetreten ist. Gleich nach seiner Entdeckung im Jahre 1820 wurde der Stoff (eigentlich schwefelsaures Chinin) mit 1360 Mk. für das Kilogramm bezahlt. Im Jahre 1890 kostete das Kilogramm nur noch 45 Mk., und in den letzten drei Jahren ist der Preis von 33 auf 25 Mk. gesunken. Infolgedessen haben die Pflanzer des Chinarindenbaums beschlossen, nach berühmten Mustern einen Ring zu bilden und so der Entwertung ihres Erzeugnisses entgegenzutreten. Die Gewinnung der Chinarinde hat, wie der Cosmos bei dieser Gelegenheit ausführt, eine besondere Geschichte. In seiner ursprünglichen südamerikanischen Heimat, namentlich in den Staaten Bolivia und Venezuela, haben sich die Bestände des Chinarindenbaums allmählich erschöpft, und die Ausfuhr aus Columbia, die früher einen Wert von 20 Mill. Mark hatte, bringt jetzt nicht einmal mehr den fünften Teil. Dagegen sind andere Länder, wo das kostbare Gewächs künstlich eingeführt und gezogen worden ist, als Lieferanten der Chinarinde an die Stelle von Südamerika getreten, und zwar erzeugen Indien, Ceylon und namentlich die Insel Java zusammen neun Zehntel der ganzen Weltproduktion dieses Stoffes. Die wichtigsten Märkte für Chinarinde sind Hamburg, Amsterdam, London, Paris und Neuyork.

*

Humor.

Achsel Renner: „Ich kann mit dem Automobil, das du mir verkauft hast, kein vernünftiges Tempo erreichen. Ich verstehe das nicht, du hast mir doch gesagt, du wärst sechsmal vom Schutzmann aufgeschrieben worden!" — Schleicher: „Allerdings, alter Freund, aber nicht wegen zu schnellen Fahrens, sondern wegen Versperrung einer öffentlichen Straße!"

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 52

Ein Jahr des Glücks.

Novelle von Maria Hellmuth.

[3. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Direkt gesagt hat er es natürlich nicht," entgegnet Hilde gelassen, „aber ich weiß es. — Der ist gar nicht mehr frei, der hat eine fest in der Heimat."

„Woher wissen Sie denn das?" fragt Hetta, von der Bestimmtheit, mit der Hilde die Behauptung ausspricht, doch frappiert. Im nächsten Augenblick bereut sie die Frage. „Ich will gar nichts wissen," setzt sie hastig hinzu.

Aber Hilde Dallwitz will ihren Trumpf zu Ende ausspielen. Sie besitzt überhaupt die Fähigkeit, mit der harmlosesten Miene den Menschen Dinge zu sagen, von denen sie überzeugt ist, daß sie empfindlich verletzen, und Hetta Rackow hat hiervon schon manchen Beweis erhalten.

Hilde vergißt es eben nicht, daß diese ihren anfänglichen Annäherungsversuchen eine so deutliche Abwehr entgegengesetzt hat. Und Hetta fühlt sich nun einmal von dem freien Wesen der anderen abgestoßen. Ohne gerade schön zu sein, — sie hat nur schöne dunkle Augen und eine prachtvolle Figur, zieht sie die Blicke der Männer auf sich. Es hatte daher auch keiner langen Zeit bedurft, um den leichtentzündlichen Wood durch ihre Koketterien anzulocken. Daß dadurch die schon bestehende Antipathie bei Hetta Rackow noch vertieft wurde, ist leicht erklärlich. Jedes Zusammentreffen führte zu Reibereien.

Sähe es nicht lächerlich aus, so liefe sie am liebsten davon. So bemüht sie sich nur, ihre Erregung niederzuzwingen.

Die andere lächelt befriedigt vor sich hin, — der Hieb sitzt wenigstens.

„Woher ich das weiß?" wiederholt sie. „Nun, ich will es Ihnen verraten. Weil er in ganz bestimmten Zwischenräumen Liebesbriefe aus Schottland empfängt. Er hat weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister, wer anders also wie eine Braut schriebe in so pünktlicher Weise?"

Jetzt ist es Hetta, die nervös auflacht. „Und das ist Ihr ganzer Beweis? Als ob nicht irgend eine Verwandte oder Bekannte dann und wann schreiben könnte."

„Nein, das glaube ich nicht und Sie wohl auch nicht. Ich könnte noch mehr verraten, aber Sie werden denken, es geschieht aus Eifersucht, und darum behalte ich es für mich. Ich weiß, Sie mögen mich nicht, ich trage es Ihnen nicht nach, darum nahm ich mir vor, Sie zu warnen. Wir Frauen müssen doch naturgemäß zusammenhalten, wenn es gegen die Männer geht. — Damit Sie nun nicht glauben, ich spräche aus Aerger weil er jetzt Ihnen nachläuft, will ich etwas verraten, was bisher noch niemand weiß: In den nächsten Tagen verlobe ich mich mit — — aber nein, der Name bleibt noch mein Geheimnis, — jedenfalls heißt er nicht Frank Wood. —

Doch hier muß ich abschwenken. Gute Nacht, Fräulein Henriette! Himmel, Sie sind ja leichenblaß! Sie werden sich das doch nicht zu Herzen nehmen? Das fehlte noch gerade. Kein Mann ist es wert, daß sich ein Mädchen seinetwegen grämte, und Wood schon gar nicht. Da muß man denken: Wie du mir, so ich dir! Ich hab' es wirklich gut gemeint. Ich dachte, die Rackow ist eine von den Stillen, die alles gleich tief nehmen, da ist es Pflicht und Schuldigkeit, ihr die Augen zu öffnen."

Sie schüttelte ihr kameradschaftlich die Hand. „Na, nun lachen Sie ja schon wieder, so ist es recht. Gute Nacht, du mein herziges Kind!"

Ja, Hetta lacht. Irgend etwas muß sie doch auf die lange Rede entgegnen und ein Wort hervorzubringen ist ihr nicht möglich. Der warme Strom, der vorhin so beglückend ihr Inneres durchflutete, ist zu Eis erstarrt. Und wenn sie sich auch sagt, daß Hilde mit vollster Absichtlichkeit gesprochen, und trotz ihrer gegenteiligen Behauptung aus Eifersucht, so hat das Ganze sie doch sehr schmerzlich getroffen. Sie hat das Gefühl, als wäre über ihre frohe Hoffnungsseligkeit ein schwarzer Flor gebreitet. Eine tiefe Niedergeschlagenheit erfaßt sie, so als richte sich ein unentrinnbares Schicksal dräuend vor ihr auf: Sobald sie hoffnungsvoll ist, kommen schwarze Schatten, und dennoch wird sie diese Liebe als höchste Glückseligkeit empfinden, ob sie auch daran zugrunde gehen sollte. —

Nur mit äußerster Willensanstrengung beantwortet sie die Fragen von Mutter und Nanni, die ausführlichen Bericht erwarten.

Aber Hetta bleibt so einsilbig, daß Nanni endlich geradeaus fragt, ob sie mit ihrer Vermutung vielleicht recht gehabt habe.

Da wird Hetta heftig. Frau Alten sei die Güte selbst gewesen, doch damit sie nicht falsche Schlüsse zögen: Hilde Dallwitz, die sich ihr auf dem Heimweg angeschlossen, habe sie geärgert. Und dann eilt sie mit einem „Gute Nacht" aus dem Zimmer.

Frau Rackow sieht ihr kopfschüttelnd nach. „Wie sie sich nur über die Hilde aufregen kann! Was die sagt, müßte ihr doch gleichgültig sein. Die ging heute übrigens mit dem Volontär — Burghardt heißt er ja

wohl — hier vorüber und sah so recht scharf in unsere Fenster. Aber Nannichen, finden Sie nicht auch, daß Jettchen sich sehr geändert hat? Früher war sie immer fröhlich und guter Dinge und jetzt mal übermütig und gleich darauf ganz traurig."

Nanni schaut mit einem seltsamen Lächeln in das Lampenlicht, um das eine Motte mit ängstlichem Flügelschlag kreist.

„Das ist der Preis, den zahlen
Du für die Liebe mußt — — —"

deklamiert sie ihrer Gewohnheit gemäß in halb schwärmerischem, halb sarkastischem Ton.

„Arme Motte! Sehen Sie, Mütterle Rackow, sie ist wirklich direkt in die Flamme getaumelt."

„Wie meinten Sie?" fragt Frau Rackow, die etwas schwer hört.

„Ach, mir ging nur allerlei durch den Sinn. Wie töricht die Menschen sind und am törichten die Verliebten!"

Als sie dann das Schlafstübchen betritt, das die beiden Mädchen miteinander teilen, liegt Hetta schon im Bett und Nanni erhält auf ihren Anruf keine Antwort.

„Tut mir leid," sagt sie laut, wie zu sich selbst sprechend, „hätt' ihr gern das Kostüm gezeigt."

Eine kleine Weile bleibt es noch still, dann sitzt Hetta auf einmal aufrecht.

„Nanni — das Bild — die Lorelei — nein, ich mag wirklich nicht," klingt es gepreßt.

„Aber, Kleine, was ist das wieder für eine neue Laune! Ist Hilde neidisch? Das hätte sie doch nicht nötig, sie sieht brillant aus in ihrem Goldpanzer und Purpurschleppkleid. Darum habe ich das Loreleikostüm auch mit solcher Sorgfalt hergestellt, unser Kind soll nicht zurückstehen."

Hetta hat die Knie hochgezogen und die gefalteten Hände darum geschlungen. Den Kopf tief gesenkt, starrt sie vor sich nieder — ein Bild tiefen Kummers! „Ich war so froh — so froh!" flüstert sie vor sich hin.

„Und warum sind wir's jetzt nit mehr?" Nanni hockt auf dem Bettrand und streichelt die kleinen weißen Hände. „Was hat's gegeben? Mal herunter mit dem Kummer, der nicht viel auf sich haben wird, wenn ihn Hilde Dallwitz verursacht hat. Die kommt mir immer vor, wie a Kaiserkron' im Garten. Sieht gar hübsch und stattlich aus; möcht' man aber ein bissel Duft von ihr haben, bringt's einem halt nur die gelbe Nasenspitz. Was hat sie also gewußt?"

Als Hetta nun stockend und zögernd hervorbringt, daß Wood Liebesbriefe erhalten soll, da schlägt Nanni in ehrlichem Staunen die Hände zusammen und ruft: „Das ist's? — Das? Aber, Hettakind, wie kann Sie das in Kummer versetzen! Ein Wood, der hier drei Lieben auf einmal hat, der sollte nicht auch dergleichen Episteln aus der Heimat nachgeschickt bekommen? Ja, Kind, wenn Sie das schon jetzt zu Tränen kränkt, dann gebe ich nur immer wieder den einen Rat: ausreißen diese Neigung aus dem Herzen bis auf die Wurzel. Aber die Lorelei darf deswegen nicht in die Brüche gehen, dazu bin ich doch zu stolz auf mein künstlerisches Genie. Soll ich umsonst dreißig Meter grüngoldene Gaze gekauft haben, um die Fluten des Rheines rauschen zu lassen? Nein, Hetta, an dem Festtage müssen alle persönlichen Gefühle in den Hintergrund treten, wir sind dann nur die Akteure, die durch eine hübsche Gegenleistung dem verehrten Chef ihren Dank abstatten wollen."

„Aber Sie glauben es, daß — daß er Liebesbriefe bekommt?" fragt Hetta kleinlaut.

„No — grad' verneinen möcht' ich's nit, wenn ich auch sonst der Hilde nicht viel Glauben schenk. Und außerdem, wer wollt' es ihm übelnehmen, solange er sich noch keine neuen Fesseln angelegt hat. Bisher war's doch nur Tändelei nach verschiedenen Seiten hin. Ja, diejenige, die es wagt, einen solchen Don Juan fesseln zu wollen, die muß sehr, sehr geduldig sein und sehr klug. — Darum, Hettachen, halten Sie Ihr Herzchen fest! — Nur, wenn Sie auf dem Felsen sitzen, dann mögen Sie ihn so verführerisch wie möglich anschauen, als lockende Sirene sei Ihnen das gestattet. Nicht die Augen niederschlagen, wie in der letzten Probe. Wenn ich aufrichtig sein soll, so wär' mir ein anderer „Schiffer" lieber, doch der Wood ließ sich ja nicht abweisen, und bisher war er Ihnen auch sehr recht. Jetzt ist eine Aenderung des Programms ohne unliebsames Aufsehen unmöglich. Es ist auch ziemlich gleich, ob Sie ihn von Felsen herab anschmachten oder ihn als Sieger bekränzen, es bleibt allemal ein „mit dem Feuer spielen". Sie seufzt. „Gewarnt habe ich genug, jetzt sage ich: Schicksal, nimm deinen Lauf!"

Hetta, durch Nannis leichtere Auffassung der Sache etwas beruhigt, sinkt in die Kissen zurück und wiederholt: „Ja, Schicksal, nimm deinen Lauf! Gute Nacht, liebe Nanni!"

* * *

Nun war er da, der von so vielen mit froher Erwartung ersehnte Festtag.

Seit Mittag schon ruhte das Werk. Stille lag über den Höfen, Sälen und Maschinen. Selbst die hohen Schornsteine feierten, sie schickten keine Dampfwolken in die Luft; nur dem einen des Kesselhauses entquoll ein dünnes Rauchfähnchen, das kerzengerade emporstieg, — ein Zeichen, daß das Wetter sich halten werde. Ein Ausspruch, mit dem überängstliche Gemüter beruhigt wurden, die mit kritischen Blicken zu dem leichtverschleierten Himmel aufschauten. Das war ja gerade günstig für das Wettrudern, es gestattete dem Auge einen weiten, ungeblendeten Ausblick.

Und viel hundert Augenpaare waren es, die von dem, von buntbewimpelten, mit Girlanden umwundenen Masten umsäumten Ufer aus voll Interesse die pfeilschnell dahinschießenden Boote verfolgten. Und brausender Jubel empfing die jeweiligen Sieger, die, anderen Startern die Bahn freigebend, sich neben der Tribüne aufstellten, auf der Frau Alten mit extra geladenen Gästen und einer Schar weißgekleideter Mädchen Platz genommen, während Herr Alten und einige Herren, die als Preisrichter fungierten, auf dem Verdeck eines Dampfers standen.

Den Schluß bildete das Rennen um die Meisterschaft im Einer. Vier Boote stellten sich dem Starter, unter ihnen Frank Wood. Anfänglich machte es den Eindruck, als werde er die allgemeine Annahme, daß nur er als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen könne, nicht erfüllen.

Von den zuerst in fast gerader Linie sich haltenden Booten rückt eins vor.

Ist es Wood? — Nein — Busse, ein junges, schmächtiges Kerlchen. — Seine Freunde frohlocken. Ah, Wood scheint schlapp geworden zu sein — — —

Einige Neider freuen sich seiner zu erwartenden Niederlage, doch dies sind nur wenige, — Wood ist seines frischen, allzeit fröhlichen Wesens halber sehr beliebt.

Fiebernde Spannung prägt sich auf allen Gesichtern aus, — glänzt aus den Augen, die jeder Bewegung der sauber und scharf einsetzenden Ruder folgen. Da, kaum noch ein paar hundert Meter vom Ziel entfernt, fliegt — einer Möwe gleich — das vorletzte Boot heran. Man sieht nichts, wie die gleichmäßige Bewegung des vor- und zurückschnellenden Körpers, doch man vermeint, selbst auf die weite Entfernung hin, die eiserne Faust zu spüren, die das Ruder umspannt.

Und hurra! Hip! Hip! Hurra! erschallt es in hundertfachem Echo vom Ufer. Hurra — Wood! — Er hat den Sieg errungen. Allen voran schießt sein Boot durchs Ziel.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Wer kann auf sein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewissermaßen irre zu werden, da er meistens finden wird, daß sein Wollen richtig, sein Tun falsch, sein Begehren tadelhaft und sein Erlangen dennoch erwünscht gewesen?

Goethe.

Der Kunstkenner.

Ein sehr bekannter Rechtsanwalt in Philadelphia, Herr J. G. Johnson, hat großes Interesse für Malerei. Er ist Besitzer einer der wertvollsten Privatgalerien der Welt und wird als großer Bilderkenner weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus geschätzt.

Voriges Jahr überredete ein junger Impressionist den Mäcen, sein Atelier zu besuchen, und Johnson, der gern junge Talente unterstützt, folgte der Einladung. Der junge Künstler zeigte ihm sein letztes Werk, von dem er hoffte, daß der Rechtsanwalt es kaufen würde. Aber dieser konnte sich nicht dafür erwärmen und gab dem jungen Mann in höflichen Worten zu verstehen, daß er das Bild nicht für besonders gut halte. Dies ärgerte den Maler, der große Hoffnungen auf Johnsons Besuch gesetzt hatte, derart, daß er sich zu der unhöflichen Aeußerung hinreißen ließ: „Was verstehen Sie denn schließlich von Bildern, Herr Johnson? Sie haben ja noch nie eins gemalt!"

„Mein lieber junger Mann," versetzte der Rechtsanwalt lächelnd, während er bedächtig seinen Kneifer mit dem Taschentuch abwischte, „ich habe noch nie ein Ei gelegt, aber ich weiß sehr wohl, wenn eines schlecht ist."

Die Brüder.

Aus dem Schwedischen von Johannes Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

Der Major und ich saßen nach einem guten Mittagessen wie gewöhnlich beim Kaffe und plauderten miteinander. Er war ein wohlbeleibter Herr, Anfang der Fünfziger, mit durchdringenden großen Augen, einem mächtigen Schnurrbart und Frammen, militärischen Allüren.

Als wir die Zigarren angezündet hatten, erkundigte ich mich nach seinen beiden Neffen, mit denen ich einige Semester in Upsala studiert hatte.

„Sie fragen mich nach den beiden Jungen," begann der Major. „Nun gut, ich will Ihnen erzählen, wie es ihnen geht. Der älteste, Lars, trank unmenschlich viel. Woher er das Laster hat, mag der Himmel wissen. Er trank aber in dem Maße, daß er schließlich nicht mehr zu halten war. Sonst war er einer der liebenswürdigsten, frischesten Jungen, ein Gesellschafter ersten Ranges, lebhaft, lustig, voll perlenden Humors. Georg war ganz das Gegenteil, zugeknöpft, fleißig, in sich gekehrt und philiströs. Er ging jeder Gesellschaft aus dem Wege, und Gesellschaft machte sich nichts aus ihm. Die beiden paßten eben nicht zueinander. Im übrigen ist der Junge herzensgut. Das hat er auch später bewiesen, und ich habe ihn ebenso lieb wie den älteren!

Nun, vor etwa vier Jahren nahmen meine Geschwister ein junges reizendes Mädchen zu sich ins Haus. Sie war eine entfernte Verwandte meiner Schwägerin, und mein Bruder Eduard übernahm nach dem Tode ihrer Eltern die Vormundschaft dieses wirklich entzückenden Geschöpfes.

Zu der Zeit war Lars kurz vor dem Delirium, und ich glaube wirklich, daß er untergegangen wäre, hätte nicht Julie — so hieß sie — ihn rechtzeitig gerettet. Sie war noch nicht volle zwei Wochen im Hause, als jeder, die beiden Jungen mit eingerechnet, sich in sie verliebte. Sie hätten einmal sehen sollen, welche Veränderung plötzlich mit Georg stattfand. War er bis dahin verschlossen und unzugänglich, so wurde er mit einem Schlage der liebenswürdigste, angenehmste junge Mann, den man sich denken kann. Julie schien seine Neigung zu erwidern. Denn die beiden waren fast unzertrennlich.

Lars kam aber nicht auf denselben vertrauten Fuß mit ihr. War er einmal nüchtern und suchte er sich ihr dann zu nähern, so mußte es den Eindruck, als jage er ihr Furcht ein. Sie fühlte sich in seiner Gesellschaft unbedingt nicht so wohl, als in Georgs, und schien ihm geflissentlich aus dem Wege zu gehen.

Nun hätte man glauben sollen, daß meine Geschwister ihren Einfluß zugunsten Georgs verwendet hätten, nicht wahr? Nein, im Gegenteil. Sie wünschten, daß sie Lars heiraten sollte. Und weshalb? Weil sie sahen, daß Julie das einzige Wesen war, das Einfluß auf ihn hatte, das ihn von dem Grab des Trinkers erretten, ihn aus dem Elend befreien konnte. Ja, ich will mich hängen lassen, wenn sie das Kind nicht schließlich gezwungen hätten, das Opfer zu bringen. Sie hatten ihr so viel von Menschenliebe und Christenpflicht, von Anhänglichkeit und Dankbarkeit vorgeredet, bis sie schließlich „ja" gesagt hatte.

Eines Tages kam Georg sehr niedergeschlagen zu mir und bat mich, draußen vor der Stadt mit ihm zu speisen. Wir waren mit unserem übrigens sehr guten Diner noch nicht ganz fertig, als er plötzlich die eigentümliche Frage an mich richtete:

„Du, Onkel, wie viel darf ein anständiger Mensch trinken?"

Ich sagte ihm, daß ein anständiger Mensch nicht mehr trinken darf, als er vertragen kann, und daß er sich jeden Alkohols enthalten muß, wenn er ihn nicht verträgt.

Darauf wollte er wissen, ob Sekt unzuträglich sei. Ich warnte ihn aber natürlich vor Sekt, weil er meiner Ansicht nach zu leicht den Menschen über die Grenze führt, und sagte ihm, daß Whisky das einzige Getränk sei, das ich zu mir nehme.

Er lachte ein wenig und meinte, daß ich ihn wohl zum besten haben wolle.

Ich traf Georg noch in derselben Nacht, etwa um 1 Uhr, und da war er — betrunken. Sie können sich denken, in welche Aufregung ich geriet, als ich diesen sonst so nüchternen jungen Mann in einem geradezu entsetzlichen Zustand antraf. Nur die unglückliche Liebe konnte ihn veranlaßt haben, sich so weit zu vergessen. Ich bat ihn, mit mir zu gehen. Er erklärte aber, daß meine Ansicht über die Grenze des Erlaubten eine durchaus unrichtige sei, daß sie auf einen argen Irrtum meinerseits beruhte. Ich hoffte, daß er sich ändern würde. Aber nein, er hatte sich nun einmal an das Trinken gewöhnt und konnte nicht davon lassen.

Seine Eltern waren in der größten Aufregung und Verzweiflung. Hatte es doch den Anschein, als wenn beide Söhne dem Verderben entgegengingen. Dabei tauchte in ihnen plötzlich die so naheliegende Frage auf, wen von ihren Kindern das junge Mädchen nun retten sollte.

Während Bruder Eduard und seine Gattin sich hierüber berieten, verriegelte Julie eines Morgens Georgs Zimmer, nachdem sie ihm vorher Milch und Apollinariswasser hinaufgesandt hatte. Erst am Abend ließ sie ihn heraus. Er machte ihr begreiflich, daß sein Verlangen nach starken Getränken zügellos sei, und daß er es nie überwinden würde, wenn sie ihn nicht heirate. Sie sagte, daß sie die Seine werden wollte, doch müsse er sich sechs Monate ganz nüchtern halten.

Sie können sich denken, wie ängstlich wir alle Georgs Tun und Treiben verfolgten und wie innig-